Handgranaten und rote Fahnen
Hans von Kessel: Handgranaten und rote Fahnen
Handgranaten
und
rote Fahnen

Ein Tatsachenbericht aus dem Kampf
gegen das rote Berlin

1918—1920
Ausstattung nach einem Entwurf von Ernst Nicolas
unter Verwendung einer Originalaufnahme vom März
1920 von Scherls Bilsberdienst

Alle Rechte, insbesondere die der Übersetzung,
Verfilmung sowie Verwendung für den Ton-
film und Rundfunk vorbehalten

Copyright 1933 by Verlag für Kulturpolitik G. m. b. H.,
Berlin

Printed in Germany
Inhalt

Vorwort des Verfassers 7
I. Rote Soldatenräte beherrschen Berlin — die Garde vor den Toren der Stadt 9
II. Mit dem Soldatenausschuß in der Reichskanzlei 45
III. Die rote Besatzung im Königlichen Schloß 54
IV. Das Feldregiment zieht in Berlin ein 66
V. Blutweihnachten auf der Kommandantur Berlin 80
VI. Der Treuschwur der Suppe-Garde 99
VII. Die rote Flut beginnt zu steigen 119
VIII. Der Kampf mit den Spartakisten um die Entscheidung 137
IX. Der Sturm auf den „Vorwärts“ 159
X. Die rote Schreckensherrschaft ist abgewehrt 198
XI. Der erste Kampf der grünen Polizei 218
XII. Der Kapp-Putsch 248
Nachwort 311
Zeitübersicht 315
Vorwort


Die rote Diktatur der Straße bestimmte das Gesetz des Tages, während sich die große Masse des Volkes in dumpfer Ergebung den November-Machthabern beugte.

Die Abwehr der bolschewistischen Schreckensherrschaft ist damals geglückt, nicht aber die Auflehnung gegen den roten Novembergeist. Das Ziel stand
zwar damals bereits fest: der Wille allein jedoch genügt nicht, in der Geschichte entscheidet der Erfolg.


Die historische Aufzeichnung läßt nicht Raum genug, um die tägliche Zusammenarbeit mit dem Bruder und die Verdienste jedes einzelnen aus dem Freundeskreis zu würdigen und hervorzuheben. Dieses Freundeskreises, der in Zeiten politischer Ächtung und Verfolgung unverbrüchlich mit ihm zusammenhielt, sei hier besonders gedacht.

Ich widme dieses Buch dem alten Soldatengeist jener Zeit, unserem Kommandeur Oberst Reinhard und allen meinen Kameraden, die sich damals noch einmal vereint unter den alten Sturmfähnen — selbstlos in den Dienst des Vaterlandes stellten.

Stockholm-Berlin, im März 1933.

Dr. Hans von Kessel.
Rote Soldatenräte beherrschen Berlin


Matrosen der roten Volksmarinedivision hielten Schloß und Marstall besetzt, während bewaffnete Arbeiter und Soldaten auf Lastautos mit flatternden roten Fahnen durch die Straßen fuhren, bereit, jeden Widerstand gegen die Eroberung der Macht mit der Waffe in der Hand niederzuschlagen.

In der Reichskanzlei regierten die Volksbeauftragten. Aber neben ihnen regierte auch der Vollzugsrat der Groß-Berliner Soldatenräte, der eigent-lich die oberste Gewalt in Händen haben sollte.

Im Westen waren die Kriegshandlungen zum Stehen gekommen, aber der Frieden war noch nicht abgeschlossen worden. Im Osten hatte man die be- setzten Gebiete bereits ausgegeben und begann sie zu räumen, ja sogar das deutsche Grenzgebiet brökelte dort bereits ab, und die Polen rissen ein Stück
nach dem andern an sich, während sowjetrussische Truppen auf der Linie Kowno—Königsberg gegen die deutsche Grenze vorrückten.

In Berlin wartete das Volk auf das Kommende. Hoffnungsvoll und aufnahmebereit auf der einen Seite, voll Trauer und dumpfer Angst auf der anderen. Es war eine fieberhafte Erwartung.


Im Offizierswohnhaus stand ich mit einem Unteroffizier auf der Treppe.

„Es kann doch nicht einfach alles geklaut sein?“ fragte ich ungeduldig.

Der Unteroffizier zuckte die Achseln.

„Aber, Mann Gottes, das ist doch gar nicht möglich! In einer preußischen Kaserne! Vor ein paar Tagen haben meine Verwandten noch das eine und andere vom Boden geholt, wo die Sachen jahrelang gestanden haben, und heute, wo ich meine Zivilsachen holen will, soll einfach alles weg sein? — Es ist doch alles privates Eigentum — sind die Leute denn alle außer Rand und Band?“

Auf dem Treppenabsatz war eine Tür geöffnet worden. Ein Bursche in einem alten Landsturmwaffenrock war erschienen. Er lehnte sich nachlässig an die Türe und fingerte sich aus seiner Weste, die
er unter dem offenen Waffenrock trug, eine halbzerbröckelte Zigarette heraus, die er sich mit geübter Zunge zurechtleckte.

„Man hat hier ebend auch einmal ein bißchen requiriert“, meinte er gelassen.

„Meine Zivilsachen? — zum Teufel auch!“ fuhr ich auf.

Der Bursche nahm keine Notiz von mir. Er gab seiner Zigarette noch liebevoll einen letzten Dreh.

„Warum soll man hier in Berlin nicht ebenso gut ein bißchen plündern wie die andern in den besetzten Gebieten, wo es bis zuletzt noch Schweinefleisch und Speck gab, während man uns Kohlrüben vorsetzte!“

„Darum handelt es sich ja jetzt gar nicht — wenn meine Sachen hier gestohlen sind, dann ist es doch ein ganz gewöhnlicher Diebstahl, und wenn die Diebe gefaßt werden, dann kommen sie natürlich vor Gericht und ins Gefängnis.“

Der Bursche lachte erst kurz auf und spuckte dann kunstvoll in die Ecke.

„Erstens“, sagte er mit Würde, „ist ebend keiner mehr da, der einen noch fassen könnte. Und mit Gefängnis is et och nischt mehr — nicht doch, wir haben doch jetzt das alte System abgeschafft. Auch im Gefängnis sitzen unsere Kameraden, wir sind jetzt alle gleich!“
„Und mir klaut man einfach meine Zivilsachen, hören Sie mal!“

„Tja, so is et nun“, meinte beinahe tröstend der Bursche, „wir bekommen jetzt alle unsern Entlassungsanzug! So muß et nun einmal sind, jawoll ja — Kadavergehorsam is auch nicht mehr — stramm stehen und so — nee, nicht doch! Grüßen is jetzt kameradschaftlich“, er hob zwei Finger leicht an die rote Kokarde seiner schiefsitzenden Mütze.

Der neben mir stehende Unteroffizier hüstelte bei diesen Worten diskret in die vorgehaltene Hand.

Der Bursche aber fuhr unbeirrt fort: „Offiziere werden jetzt auch alle abgeschafft — det Volk will et ebend nicht mehr. Tja, damit is et auch alle, das alte System ist abgeschafft, es ist hinweggefegt —.“

„Bei wem sind Sie eigentlich Bursche gewesen?“

„Bei einem von die Reserveonkels, die hier kommandiert waren und eine große Klappe riskierten. Als wir aber zum Volke übergingen — na, da war es auf einmal aus mit der Soldatenspielerei — weg waren sie.“

„Sind Sie im Feld beim Regiment gewesen?“

„Ich? Nee, nicht doch, zum Kanonenfutter war ich zu schade — ich war doch nur g.v. — ich hab' es hier, am Herzen — ich hab' ein zu großes Herz, sagen sogar die Weiber — haben sie immer schon gesagt.“
„Und Sie glauben, daß ein solcher Betrieb hier weitergeht? Das Feldregiment liegt vor den Toren von Berlin und wird in den nächsten Tagen hier einziehen."

„Pah, das aktive Regiment? Wir haben jetzt den Soldatenrat, und wer dem Zentralrat und den A.- und S.-Räten nicht paßt, der fliegt ebend — bet Volk will et so! Das wäre ja noch schöner — und jetzt haben wir die Macht, jawoll, ja!"

Damit spuckte der Kerl noch einmal kräftig aus und warf die Türe hinter sich zu, daß es nur so durch das Treppenhaus schallte.

Ich sah den Unteroffizier fragend an, aber der schaute auch nur betreten zu Boden.

Ich sagte kein Wort und ging.

* 

Nach diesem Erlebnis wollte ich mich eigentlich gar nicht mehr in den Kasernen zeigen, ich hatte genug. Aber die liebe, alte Gewohnheit führte mich doch zum kleinen Gartentor und zum gewohnten Weg am roten Kommandogebäude vorbei.

Dann war ich auch schon vor den Kasernen. Hier hatte ich meine Stube als Fähnrich gehabt, aber das kam mir erst recht zum Bewußtsein, als ich davor stand.

Mit dem Fähnrich Witt hatte ich hier zusammen „auf Stube“ gelegen. Witt war aus dem Kadetten-
korps gekommen und hatte jene frech-forsche, aber
doch streng militärische Haltung der Kadetten-
erziehung.

In dieser Stube hatten wir gemeinsam am Tisch
mit dem rot-weiß gewürfelten Kommissärstüch ge-
sehen und hatten brüderlich miteinander geteilt, was
zwei Fähnriche mit wenig Taschengeld schon mit-
einander zu teilen haben: den billigen Streusel-
kuchen aus dem Unteroffizierskasino, den wir zum
Mannschaftskaffee verzehrten, und die paar Ziga-
retten. Als die Mobilmachung dann so plötzlich kam,
hatten wir uns gegenfeitig Wäsche geliehen. Witt
hatte meine Taschentücher erhalten.

Von dieser Fähnrichstube aus waren wir unmit-
telbar ins Feld gezogen. Nicht einmal eine größere
Übung hatten wir mehr mitgemacht, der Krieg war
unser erstes Manöver.

Am Morgen der ersten Schlacht hatten wir uns
wiedergesehen, nach den langen Fußmärschen der
heißen Augusttage in Belgien und Frankreich. Als
der Nebel noch auf den taufrischen Feldern lag,
war Witt stolz auf einem ergatterten Bauerngaul
vorbeigeritten. Er winkte mir noch zu, während
seine Leute das alte Soldatenlied sangen, vom
Fähnrich, der in den Tod reitet . . .

Am Abend hatte ich ihn dann gefunden.

Er lag mit weit und entsetzt geöffneten Augen
im Gras.
Der neue, feldgraue Helm war heruntergefallen und das Haar mit Blut an die Stirn geklebt.

Ich hatte mich neben ihm hingeworfen: „Witt“, rief ich ihm ins Ohr, während die andern drum herumstanden, „Witt, so hör doch.“

Aber Witt regte sich nicht.

Vorsichtig öffnete ich ihm den Waffenrock an der Brust, aber da war kein Schlag mehr zu hören von einem jungen, vorwärtsstürmenden Herzen.

Ich zog ihm das Taschentuch aus der Tasche, um ihm wenigstens das geronnene Blut aus der Stirn zu wischen. Ich hielt eines meiner eigenen Taschentücher in der Hand.

Ich wischte ihm damit das Blut aus der Stirn. Unter der Stirnlocke fand ich die verklebte Ein- schußöffnung.

Armer Kamerad, armer Fähnrich Witt!

Am Chausseerand haben wir ihn dann begraben. Man konnte von dort aus weit über die Felder sehen, hinter denen die Sonne nach diesem heißen Tage blutrot unterging. Rauchwolken stiegen qual- mend von den brennenden Dörfern zum Himmel empor, und in der Ferne rollte der dumpfe Donner der Geschütze der andern Armeen, die immer noch im Kampfe standen.

Wir nahmen den Helm ab zu einem kurzen Gebet, und in der Stille hörte man die Verwundeten
Witt war der erste gewesen, den ich zur Ruhe bettete. Am gleichen Tage waren noch eine ganze Reihe von Offizieren und Hunderte von braven Grenadiern und Füsiliern gefallen — das große Sterben hatte begonnen — vier Jahre Krieg!

Von meinen Kameraden war wohl kaum einer mehr am Leben?

Ein Gefreiter war herangetreten: „Guten Tag, Herr Oberleutnant."


„Mich hat es doch noch einmal erwischt“, sagte der Gefreite, indem er sich in den Mund faßte und sein Gebiß herausholte, das er vor mich hinhielt.

Ohne Gebiß im Munde konnte er nur noch vor sich hinmummeln. Er steckte das klappernde Gebiß wieder in den Mund.

Ich sah zum Fenster auf den Kasernenhof hinaus, während der Gefreite sprach. Das war die Front! Das war Kameradschaft und gemeinsames Erlebnis! Waren wir nicht alle innerlich verbunden? — Alle ein großes, starkes Regiment — ohne Unterschied von Offizier und Mann — nur Frontsoldaten — ganz etwas anderes als dieser freche Bursche im Offizierswohnhaus — und doch, ich mußte fragen:

„Na, und hier nun, wie ist denn das alles nur so gekommen?“


Es war ein langer Zug von Demonstranten. Frauen waren auch dabei, und soweit man überhaupt zwischen den Häuserblocks sehen konnte, war alles schwarz von Menschen. An der Spitze marschierten ein paar feldgraue Trupps, und unter den
roten Fahnen sah man ein paar Gewehrläufe blinken.

In der Kaserne hatten wir alle umgeschnallt. Ich stand am Fenster. Auf der Straße stauten sich die Menschen, aber die folgende Menge drängte immer weiter vor. In der Stube nebenan mußten sie schon das Fenster geöffnet haben, denn dort reichten sie Gewehre und Patronengurte hinaus, die sich die Zivilisten um den Hals hingen. Frauen waren auch im Zuge, und die riefen am lautesten nach Brot. Der Hunger hatte sie wohl mit aus den Betrieben getrieben.

Was nun die Ordnungsleute waren, so riefen sie ganz richtig: 'Weitergehen, weitergehen!' Aber darum kümmerte sich niemand.

Vorne schienen sie zu verhandeln, plötzlich fielen aber doch ein paar Schüsse. Wer sie abgegeben hat, weiß kein Mensch, aber damit kam Bewegung in die Masse. Später erst haben wir gehört, daß auch eine Anzahl Matrosen auf Autos angekommen waren, die unfern Hauptmann Dziobek gefangen nahmen. Sie drängten alle zum Kasernentor, das bald durchbrochen war.

Ich war vom Fenster zurückgesprungen, um nichts abzukriegen. Wenn es anfängt zu schießen, weiß man ja nie, wohin es geht.

Bald darauf sahen wir sie auch schon über den
Kasernenhof kommen — alle drängten sich hinein, auch die Weiber, und bald begannen sie auch schon zu winken, und dann verbrüderten wir uns — auch wir alten Leute — was sollte man denn auch anderes machen! Die Rekruten aber brüllten gleich mit: 'Nieder mit dem Krieg!' und zogen mit den Roten durch die Straßen hinter den grauen Lastautos her, wo sie Maschinengewehre aufgebaut hatten. Das war der Schutz und der Rückhalt, und so entwaffneten sie denn auch die Offiziere in den begegnenden Militärautos. Man kannte sich eben dann einfach nicht mehr aus."

Ich sah wieder über den Kasernenhof hinaus: Unsere Rekruten entwaffneten Offiziere, und die alten Leute konnten sie nicht hindern. Wo blieb die Kameradschaft aus dem Felde? Versank sie vor dem Erlebnis der Revolution, oder konnte ein einzelner Mann nur nichts machen gegen die vielen anderen?

Alles schien jetzt auf das Feldregiment anzukommen, das vor den Toren von Berlin stand.

Mein Marschziel war Potsdam, ich hatte mich bei der Division von meinem Kommando zum Generalstab der 10. Armee zurückzumelden. Die Division hatte in der Villa Ingenheim ihr Quartier aufgeschlagen. Auf der Treppe begegnete ich dem

Aber jetzt schüttelte er nur leise den Kopf: „Ich bin schon lange nicht mehr Divisionskommandeur.“

Ich sagte ein paar Worte über das revolutionäre Berlin und über die rote Gefahr im Osten, in die wir nicht hineinrutschen dürften.

Aber ich hatte sofort das Gefühl, daß er sich irgendwie gebunden fühlte, nicht einzugehen.

* 

Das Regiment lag in Wannsee, und den Obersten Reinhard traf ich gegen Abend in der Villa Siemens.

Der Oberst Reinhard hatte das Regiment jahrelang im Felde geführt; er galt als einer der fähigsten Frontoffiziere der alten Armee, und auch als
der tapfersten einer, wovon ja auch der Orden 
Pour le mérite mit der besonderen Auszeichnung 
des Eichenlaubes Zeugnis ablegte. Bei Offizieren 
und Mannschaften war er gleichermaßen beliebt. 
Die Leute gingen buchstäblich für ihn durchs Feuer. 
Er war gerade viel beschäftigt, als ich mich 
meldete, aber für den Frontoffizier, der lange Jahre 
Mitglied seines Stabes gewesen war, nahm er sich 
doch etwas Zeit. 
„Sie waren auch in Berlin? Was soll nun bloß 
werden?“ 
Ich erzählte ihm von meiner Rückkehr in die 
Kaserne und erwähnte auch den Diebstahl meiner 
Sachen. „Die freche Bande beginnt also auch schon 
zu stehlen“ , schloß ich meinen Bericht, „und im 
übrigen ist ihr alles zuzutrauen.“ 
„Na, und Sie haben sich das doch hoffentlich 
nicht gefallen lassen?“ 
„Was sollte ich denn machen? Anzeige erstatten?“ 
„Mindestens doch dem Ersatzbataillon melden!“ 
„Dem neuen Kommandeur?“ 
Der Oberst schlug auf den Tisch: „Verdammte 
Kindereien! Sie sollen sich aber vor dem Feld-
regiment in acht nehmen. Meine Leute stehen immer 
noch hinter mir, wie im Felde. Wir haben auch 
keinen Soldatenrat.“ 
„Das ist vielleicht gerade das gefährlichste.“
„Nanu, was ist mit Ihnen los, sind Sie etwa auch von roten Ideen angekränkelt?“

„Ausgerechnet ich — aber Herr Oberst? Die Leute stehen aber gar nicht mehr unter dem Fahnen¬eid, das wollen wir auch nicht vergessen. Die ganze militärische Disziplin hat den Boden unter den Füßen verloren. Vorläufig ist ja alles noch in schönster Ordnung. Wenn wir aber in Berlin einziehen und dem Ersatzbataillon gegenüberstehen, wenn die Bande dann zu schreien und zu johlen beginnt und wir Offiziere machtlos sind, dann wird doch jedem klar, daß er nicht mehr zu gehorchen braucht, wenn er nicht will.“

„Erlauben Sie mal, das Ersatzbataillon unter¬steht natürlich auch dem Regimentskommandeur!“

„Das ist doch auch nur eine Frage der Zeit. Die ganzen Kommandobehörden in Berlin sind doch schon in Händen der Soldatenräte, und der Voll¬zugsrat denkt auch nicht im entferntesten daran, einen Kommandeur zu belasten, der ihm nicht paßt — —.“

Der Oberst war in Eile: „Was zum Teufel soll man also machen?“

„Vorläufig sitzt der Gehorsam allen noch in den Knochen, und Herr Oberst haben das allergrößte Vertrauen. Außerdem werden sie sich als Frontsoldaten nicht mit den ‚Heimkriegern auf eine Stufe stellen wollen.“
„Deswegen muß man eben die Frontsoldaten, die gerade jetzt den gesunden Teil des Volkes bilden, gegen die 'Heim'krieger ausspielen, solange es noch Zeit ist, man muß einen Soldatenrat dem andern gegenüberstellen. Das 4. Garderegiment wird eben auch einen Soldatenausschuß wählen."

„Ausgeschlossen, solange ich beim Regiment bin! Die Regierung hat es zwar schon lange empfohlen, aber wir haben uns immer noch dagegen gewehrt. Ich will mein Regiment wenigstens noch anständig in die Heimat zurückführen. Wir haben nie-mals kapituliert und werden niemals kapitulieren. Am wenigsten vor den paar schwachen Köppen im Ersatzbataillon, unter denen wir doch auch unsere Verwundeten haben. Nein, wir wollen uns nicht bange machen lassen! Das ist ja der reine Blödsinn! Wer nachher mit der roten Fahne losziehen will, der soll es machen, aber ohne mich. Ehe ich einen Soldatenrat frage, was ich zu tun habe, lasse ich ihn alleine machen — nein, dann gehe ich lieber!“

„Und das Regiment im Stich lassen, das Herr Oberst so lange im Felde geführt haben?“

„Soldatenrat ist vollkommen ausgeschlossen“, sagte der Oberst, „aber vielleicht könnte man einen 'Vertrauensrat' bilden."

Ich mußte bei diesem Ausweg unwillkürlich etwas lächeln.
„Ja, Sie lachen natürlich, Sie meinen natürlich, daß das auf dasselbe herauskäme! Ihr jungen Leute ahnt ja kaum, wie es einem alten Soldaten dabei ums Herz ist — aber Schluß damit, es hilft ja doch nichts! Also morgen Vertrauensratswahl. Feine Sache das! Besorgen Sie für morgen einen Saal, er braucht nicht so groß zu sein. Die meisten Leute und die besten liegen ja doch draußen."

Der Bursche kam herein und meldete, daß man auf Herrn Oberst warte.

„Natürlich, auch noch zu spät! Das kommt davon! Kessel, Sie sind unmöglich! Und dieser Vertrauensrat!“

Der Oberst ging. Aber er drehte sich doch noch einmal um: „Ernste Sachen sind das, aber wir müssen es schaffen! Sie müssen auch mithelfen! Kommen Sie eine Stunde vor der Wahl hierher!“


Im Hintergrund stand eine Stalltür offen. Man sah stampfende Pferdebeine und die Pferdeköpfe, die sich abwechselnd zu den vollen Heuraufen hoben; es ging ihnen gut, den armen Pferden, das fühlte man deutlich aus der warmen Atmosphäre des Stalles und den mahlenden Kinnbacken heraus.
Ich ging durch den Stall und klopfte den Tieren den Hals, wie alten Bekannten, ich drückte der Stallwache die Hand, die mit zusammenschlagenden Hacken herantrat — Stimmung der Ruhezeiten im Felde — — —.

Auch jetzt war wieder einmal ein Kampf zu Ende. Der Krieg war aus, der nutzlos gewordene Kampf war abgebrochen, die große deutsche Armee hatte ihren letzten Kampf gekämpft — ahnte sie aber, was ihr nun in der Heimat bevorstand?

Alte Bekannte traten heran. Ich fragte nach vielen andern — aber da waren manche gefallen, verschollen, verwundet, es waren eben doch mörderische Kämpfe in den letzten Monaten gewesen.

Die Offiziere waren um diese Zeit auf die Quartiere verteilt, auch der Regimentsadjutant war schon mit dem Oberst weggegangen; ich traf nur einen von den Reserve-Offizieren, einen jener unverwüstlichen und tapferen Kriegsoffiziere, von denen unser Regiment so viele hatte.

„Waren Sie denn nicht schwer verwundet?“ fragte ich gleich.

„Jawohl, ja, aber er lebt doch noch, trotz aller Falschmeldungen und Latrinenparolen. Kommen Sie, sehen Sie sich hier neben mich, denn eigentlich sind Sie ja auch so ein Frontschwein wie ich, nur daß man Sie in den letzten Monaten bei der Abkommandierung wieder neu aufgebügelt hat!“
„Was ist denn mit Ihnen los?“ lachte ich. „Sitzt der Mensch hier mit Gasmaske und Pistole umgeschnallt, anstatt sich in einem seinen Quartier zu aalen!“


Sie mögen mich auslachen — aber es ist zum Kotzen, es ist vielleicht eine Art Frontkoller, oder es hat etwas mit dem Kopfschuh zu tun, der ich zuletzt noch abgekriegt habe, oder es ist nur das, daß nun der Druck auf einmal weg ist, den man jahre-
lang ohne jede Hoffnung ertragen hat. Und dann diese Kriegsgewinnler!

Gestern faßen wir in den Klubfesseln. Wir rauchten dicke Zigarren und trännten ein holländisches startes Likörgebräu, das diese Kerls natürlich im Überfluß hatten. Man sah ihnen die Überlegenheit über mich dummes Frontschwein ordentlich an. Sie hatten sich an Kriegslieferungen gesund gemacht, während wir dummen Luders im Schützengraben vertertierten. Während wir im Dreck saßen und die Offensiven abschmierten, saßen sie in ihren Klub­fesseln — na, ja!

Während wir nun aber so faßen, hatte einer von den Kerlen die Frechheit, zu fragen: 'Was soll nun werden, nachdem die Offiziere den Krieg verloren haben?' Vorwurfsvoll sagte mir das der Kerl ins Gesicht, wie wenn wir Offiziere den Krieg gemacht hätten. Es wurde mir schwer, mich zu beherrschen, aber dann sagte ich ruhig: 'Am besten würde man auch in der Heimat mal ein bißchen dazwischen­schießen!' Worauf sich die Herrschafen erhoben und sich ostentativ in die inneren Gemächern zurückzogen.

Verstehen Sie jetzt, daß ich heute lieber hier sitze, die Pferde draußen im Stall und unsere Gefechts­wagen sehe, während die Schreiber noch die letzten Verlustlisten zusammenstellen und die paar Nach­lafsachen an die Angehörigen schicken: ein paar alte,
verregnete und verdreckte Photographien und ein paar Brieftaschen, an denen noch etwas Blut klebt, ein wenig ehrliches, altes Soldatenblut?"

Ich schwieg.

Ich konnte diese Gefühle nur zu gut verstehen.

Auf der Straße hörte man ein Auto näherkommen. Es war vollbesetzt. Feldgräue saßen darin. Es raste auf der glatten Chaussee rasch vorbei, aber ich hatte doch noch die rote Fahne vorn wehen sehen.

Die Roten waren an der Arbeit, sie kamen also schon zu dem Feldregiment hinaus; ich stand auf, und der Frontoffizier folgte mir nach.

Beim Hinabgehen sah er mich scharf an: "Ra, nun packen Sie mal aus! Wann geht es also wieder los?"

"Wann es losgeht? Was meinen Sie denn?" fragte ich wirklich ganz erstaunt.

"Tun Sie doch nicht so, wie wenn Sie nicht einen geheimen Auftrag hätten! Sie werden schon wissen, was los ist! Wann werden wir also in den Hexenkessel in Berlin hineingeworfen?"


In meinem Quartier saß ich noch lange im Dunkeln am offenen Fenster und sah nachdenklich auf den nächtlichen Wannsee hinaus.

Es war stürmisch, und die Wellen schlugen unten an die Mauern am See. Vom anderen Ufer der dunklen Bucht leuchteten noch einige helle Fenster. Dort saß der Kommandeur wohl noch bei seinen Wirten.

Die deutsche Millionenarmee, Offiziere und Mannschaften, hatte jahrelang in Elend und Todesnähe die Schrecken des Krieges ertragen und war nun müde und abgekämpft, sie sehnte sich nach Frieden — wußte sie oder ahnte sie auch nur, was ihr bevorstand?

Ein starker Ostwind peitschte die Wolken am Mond vorüber — Sturm aus dem Osten. Ich sah den Wolken nach: war das nicht ein Gleichnis? Würden sich die deutschen Bürger ebenso willenlos wie die vom Sturm zerfetzten Wolken vorwärts treiben lassen, gehezt von den Einpeitschern aus dem Osten?

Ich sah auf das Treiben des Sturmes, und lang-
sam glitten meine Gedanken in die letzten Erlebnisse beim Oberkommando der 10. Armee im Osten über.


Rittmeister Lagerberg, Nachrichtenoffizier bei dem Armeeoberkommando, saß auf einem der Kartenstische und rauchte eine seiner unvermeidlichen russischen Zigaretten. Er wartete auf den Vortrag beim Oberbefehlshaber.

„Du —?“

„Ja.“ Ich sah von meinem geheimen Journal auf, wo ich gerade ausgehende Geheimtelegramme eintrug.

„Hier meldet B 27 wieder, daß die Bolschewiken neues Gold über die Demarkationslinie geschickt haben. Vorschub auf die Vorbereitung der Massen in Deutschland, Unterstützung der Keimzellen unter den Etappentruppen.“

„Das wisst ihr nun und nehmt die Kerle doch nicht fest!“

„Da hätten wir viel zu tun, wenn wir alle Ver-

Und dann — ist es vielleicht auch schon viel zu spät."

"Zu spät?"

"Ja, zu spät! Vor uns haben wir die Russen, neben uns haben wir das famose polnische Korps (wir werden es noch einmal bedauern, daß wir sie bewaffneten), und hinter uns haben wir nur eine einzige Bahnstrecke zur Heimat, die auch schon von russischen Agenten überwacht wird.

Sie wird wohl in die Luft fliegen, wenn wir sie am meisten brauchen. Vielleicht wird es geschehen, wenn du die nächsten Truppenteile nach dem Westen rollen lassen willst."

Lagerberg steckte sich in aller Gemütsruhe wieder eine neue Zigarette an der letzten an.

"Das Dynamit liegt schon bereit, wenn du es wissen willst, und der darüber versügt, ob gesprengt werden soll, ist ein früherer deutscher Matrose, der als Gefangener oder, man kann auch sagen Deser
teur, in Sibirien gewesen ist.

Als die Bolschewiken ans Ruder kamen, hatte er es bereits zur Vertrauensperson in seinem Kriegs
gefangenenlager gebracht und wurde nun Auffseher
„Man müßte die Bestie einfach wie einen tollen Hund totschlagen“, begehrte ich auf.

Lagerberg rauchte gleichmütig seine Zigarette. „Du bist ja auf einmal ganz blutdürstig geworden, und eben fahrt du noch gar keine Gefahr! Im übrigen bin ich noch nicht fürs Totschlagen, es käme ja nur ein anderer an seine Stelle, einer, den man vielleicht weniger leicht kontrollieren könnte. Wir müssen ihn leider noch machen lassen, aber ich wollte dir doch sagen, daß alles von den Bolschewiken vorbereitet ist, daß es wieder einmal zu einem unrühmlichen Rückzug über die Beresina kommt.“

Und dieser Rückzug kam immer näher.


Als Joffe dann wiederum auf der Reise von Moskau bei uns durchkam, stellte Lagerberg einige ausgesuchte Begleitmannschaften. Sie bewachten das Gepäck des Botschafters, der wieder einmal einen ganzen Waggon mit allerlei Kisten und Kästen mit

Joffe schäumte vor Wut, konnte aber nicht verhindern, daß er ausgewiesen wurde. Nur zögernd verließ er deutschen Boden, wußte er doch besser als irgendein anderer, daß die Revolution in Deutschland kurz vor dem Ausbruch war. Telegramme jagten sich. Die Oberste Heeresleitung spielte bereits mit dem Gedanken, Soldatenräte wählen zu lassen, um den Roten zuvorzukommen.

die weite Ebene. Wohl bekomm' es, Erzellenz! Meine Begleitmannschaften sind unbestechlich."

Man kannte den alten Lagerberg kaum wieder. Der Haß machte ihn geradezu wieder frisch. Er rauchte einige Dutzend Zigaretten mehr als sonst und hielt zähe bei der Arbeit bis in die tiefe Nacht hinein aus.

Schließlich mußte aber Joffe doch auf seine Vorstellungen zum Oberkommando nach Minsk gelassen werden. Er wurde vom Oberbefehlshaber empfangen und brachte sofort eine Reihe Beschwerdepunkte vor: „In Wilna aus dem Zuge geholt — mit dem Kolben aus der Tür gestoßen — von einer wilden Soldateska abgeführt, die 'raus, 'raus ihr Judenbande!' schrie."

Der Botschafter hielt einen Augenblick effektvoll inne, während es leise auf dem Gesicht Lagerbergs zuckte.

„Dann haben wir auf freier Strecke gelegen, dem eisigen Sturm ausgesetzt. Ohne Heizung sind wir halb erfroren!“ rief der Botschafter mit zitternder Stimme und tragischen Handbewegungen.

Der Oberbefehlshaber, General von Falkenhayn, bedauerte mit gemessener Ruhe, daß Härten vorgekommen seien. Er habe überhaupt erst am Morgen erfahren, daß die Delegation wieder im Armeebereich sei.
„Diese Behandlung wird noch ein Nachspiel haben“, begann Joffe zu drohen. „Im übrigen verlange ich als russischer Botschafter eine telephonische Verbindung mit Berlin.“

„Aus Berlin sind Exzellenz ausgewiesen“, erklärte Falkenhayn im verbindlichsten Tone und fügte eisig hinzu: „Und mit den revolutionären Soldatenräten in Berlin haben wir hier keine Verbindung.“

Joffe wurde nun doch unsicher. Er verlegte sich auf die weinerliche Tonart: „Sollen wir wieder in den Sturm hinausgefahren werden?“

Falkenhayn versicherte, daß ihm dies unnötig erscheine, weil die hiesigen Truppen auch für Bestechung in Gold unempfindlich seien. Dann meinte er noch, daß wohl bald wieder alles in Ordnung käme, wenn sich die Regierungen einig geworden wären.

Joffe fragte, ob er wenigstens mit Moskau sprechen könne.

Dagegen sei absolut nichts einzuwenden, nur sei die Fernschreibeverbindung nicht leicht herzustellen, rein technische Schwierigkeiten, aber man werde sein möglichstes tun.

Man bereitete denn auch alles so rasch wie möglich vor, und der Botschafter bekam schließlich auch seine Fernschreibeverbindung nach Moskau. Was er dabei aber nicht wußte, das war, daß wir in der Zwischenzeit eine Kontrolle eingerichtet hatten. Als
er mit Rasowsky zusammen im Telegraphenzimmer stand, war Lagerberg an einem zweiten Fernschreiber, den er in einem anderen Raum hatte anschalten lassen. Dort las er vergnügt die Buchstaben auf dem tickenden Streifen, die Fragen und Antworten bedeuteten.

Radek war in Moskau herangeholt worden. „hier radek“, so erschienen die ersten Buchstaben, „hier joffe“. Dann fuhr Moskau wieder fort: „wir trinken mit deutschem rheinwein auf die beginnende deutsche revolution das hast du gut gemacht joffe aber der zwischenfall der zur ausweisung führte war unnötig jetzt mußt du dir selbst weiter helfen."

Joffe unterbrach und schilderte beweglich seine Klagepunkte. „wir werden in berlin protestieren stop“, kam die Antwort. „dann mußt du aber selbst alles wieder in ordnung bringen stop geld hast du ja genug stop auf nach berlin in ein paar wochen muß die räteregierung gebildet sein stop."

Schluß.

Lagerberg deutete auf die Zeilen: „Das ist die Gewißheit."

Joffe hatte die Lesestreifen sorgfältig gesammelt, aber er ahnte wohl kaum, daß wir den Mitleستreifen an unserem Apparat im Nebenzimmer ebenso sorgfältig ausklebten, den ich dann sofort zum Oberbefehlshaber brachte.
Falkenhayn nickte nur: „Der Beweis ändert aber leider auch nichts mehr.“ Dann gewährte er dem Botschafter noch eine Unterredung, der sich für die hergestellte Verbindung bedankte. Mit freudestrahlendem Gesicht erklärte Joffe, daß seine Regierung in Berlin protestieren werde, eine Erklärung, die der Oberbefehlshaber sehr zur Überraschung des Botschafters kühl und sichtlich ohne Eindruck entgegenahm.

Joffe blieb dann noch einige Zeit in der Nähe der Demarkationslinie, bis es ihm gelang, die Rückkehr nach Berlin zu erzwingen, als die von ihm so sehnsüchtig erwartete Revolution wirklich ausgebrochen war. Die Forderung nach dem Rücktransport Joffes war eine der ersten Handlungen der neuen Regierung.

Dann gingen die Ereignisse ihren Lauf.

Es kam die Anordnung der O.H.L., nach der die Wahlen von Soldatenräten unvermeidlich waren.

„Möge der Himmel unser deutsches Volk bewahren!“ schrieb Falkenhayn mit seiner großen, schönen Handschrift darunter.

Aber die Wahlen fanden statt.

Der neugewählte Soldatenrat erschien vor dem Oberbefehlshaber. Er bestand aus drei Mitgliedern; ein Mitglied war ein biederer Elsässer und ein anderes war bisher Schreiber gewesen. Der Ausschuß überreichte schriftlich seine Programmpunkte.
Dieses Programm war typisch für die damaligen Verhältnisse. An erster Stelle stand natürlich die bange Frage: „Wann werden wir abtransportiert nach der Heimat?“ Dann kamen die üblichen Forde rungen auf die Erweiterung ihrer Kommandogewalt, und daran schloß sich dann eine Anklage gegen die Marketenderei, daß jemand mit Feuersteinen für Taschenfeuerzeuge geschoben hätte. Ferner warf der Oberste Soldatenrat der Armee die Frage aus: „Was wird aus den Kaninchen?“ Dabei handelte es sich nämlich um die von einigen Kompaniefeldwebeln aufgezogenen Karnickel. Der Verbleib der Tiere und die Frage, wer sie verspeisen würde, war den Soldaten so wichtig, daß deswegen der Oberbefehlshaber angerufen wurde.

Der Oberbefehlshaber schüttelte aber nur unwillig den Kopf, als ihm dieses Programm vorgelegt wurde. Ihm kam es vor allem darauf an, daß die Armee ordnungsgemäß und unbehelligt von den Russen und Polen in die Heimat zurückgeführt wurde. Dieses Programm hat der General denn auch trotz aller Soldatenräte durchgeführt.

Der engste Stab blieb bei der Räumung als letzter in Minsk. Als wir die Stadt in ein paar Autos verließen, drückten die Bolschewiken bereits nach und marschierten von der anderen Seite in die Stadt hinein.
Wir fuhren in offenen Wagen, in die Heu gegen die Novemberkälte gelegt worden war. Der Oberbefehlshaber fuhr in einem schweren Wagen voraus, den ihm die deutsche Automobilindustrie geschenkt hatte.

Erst an der Beresina holten wir ihn wieder ein. Er stand abseits im Schnee und sah mit verschränkten Armen über das vereiste Flüßchen.


Im weißverschneiten Felde standen noch rauchende Trümmer eines niedergebrannten Hauses. Der schwelende Haufen verbreitete einen ekligen Brandgeruch, und eine dünne, schwärzliche Rauchfahne stieg von dem Trümmerhaufen zum grauen Himmel.

Der Oberbefehlshaber kehrte zur Straße zurück, als sich alle Wagen, auch die Limousine mit dem Soldatenrat, eingefunden hatten. Er sah nur hinüber zu dem schwelenden Haufen und streifte dann mit einem Blick die Wagenkolonne, die ohne die geringste Anteilnahme vorüberfuhr.

„Sinnlos!“ sagte er nur, dann fuhren wir weiter.
In Wilna fand ich einen Befehl der Obersten Heeresleitung vor, daß ich mich wieder zu meinem Regiment auf Anfordern des Obersten Reinhard zu begeben hätte.

Ich meldete mich am nächsten Morgen in aller Frühe beim Oberbefehlshaber, der schon bereit stand für den Morgenritt. „Grüßen Sie den Obersten Reinhard“, sagte er, „Sie müssen jetzt tun, was Sie können, um unser Volk, gerade in Berlin, vor den schlimmsten Folgen des verlorenen Krieges zu bewahren. Es hilft jetzt alles nichts mehr, wir müssen uns heute in dieser Situation zur Niederlage bekannt.

Versuchen Sie mit Ihrem Regimentskommandeur die Truppe soweit wie möglich in der Hand zu behalten! Unter welchen Opfern es auch immer sei! Es geht sonst noch alles drunter und drüber, und mit ein paar hundert Mann, unter einem entschlossenen Führer, wie dem Obersten Reinhard, kann man auch in der Revolution noch viel ausrichten.

Aber versuchen Sie nicht eine Truppe von der alten Potsdamer Anschauung zu halten, die ist dem Revolutionsrummel nicht gewachsen. Es muß eine freiwillige Truppe sein, die ihren Führer selbst wählt, und die damit fest in seiner Hand ist. Das wird schwer sein, aber man muß es versuchen.
Möge uns ein gütiger Himmel einen großen Volksführer in der Revolution schenken, das ist das einzige, was unser Unglück mildern kann."

Dann reichte er mir noch die Hand, und ich fuhr los.

In Berlin kam ich in der Masse der aus dem Osten zurückflutenden Entlassenen an.

Wohl führte dieser Zug in die Heimat — und doch: es war ein freudloser Zug! Wie ganz anders hatten wir uns die Rückkehr in die Heimat im Felde vorgestellt!

Auf dem Bahnsteig des Bahnhofs in Berlin standen zwar zwei bewaffnete Feldgraue mit der Soldatenratarmbinde, die meine Offiziersabzeichen lauernd beobachteten, aber sie behelligten mich doch nicht, als ich bereits auf dem Schlesischen Bahnhof ausstieg.

Und auf diese gequälten Menschen sollte nun die rote Bestie losgelassen werden!

So wie ich waren Tausende, Hunderttausende, ja Millionen auf dem Wege in die Heimat. Ein breiter Strom, der zurückflutete. Die jahrelang eingedämmte Sehnsucht war übermächtig geworden bei allen Frontkämpfern, sie wollten alle nach Hause, in die Heimat, zur Familie, jetzt, wo der Staat sie vielleicht am meisten brauchte!

Man konnte verzweifeln.

Hatte es Zweck, sich dem allgemeinen Strom entgegenzustemmen?

„Freiwillige“ hatte der Oberbefehlshaber gesagt, „und es kommt jetzt auf die Kraft unserer Jugend an, daß sie sich dem drohenden Schicksal entgegenstemmt.“

* 

Die Kerze in meinem Zimmer im Quartier am Wannsee, einem einfachen Bootshaus, war herabgebrannt. Ich trat wieder zum offenen Fenster.

Ich sah auf den See in die Sturmnacht hinaus, und ich faßte den festen Entschluß, innerhalb des bescheidenen Rahmens, der mir gegeben war, den Kampf aufzunehmen. Wohl mußten die traditionellen Formen rücksichtslos durchbrochen werden, das war mir bewußt. Wohl widerstrebte es auch mir, daß man einen Soldatenausschuß wählen sollte, ob
man ihn nun Vertrauensrat oder Soldatenrat nannte, aber wir mußten ein Organ haben, das die Freiwilligkeit zum Kampf gegen die roten Verbrecher hervorheben konnte. Wir hatten nicht jahrelang im Schützengraben gelegen, um das zu Tode gehetzte Deutschland jetzt kampflos den Roten als Beute zu überlassen. Der Kampf begann.

Ich schloß das Fenster. Morgen also: „Vertrauensratswahl!“
II.

Mit dem Soldatenausschuss in der Reichskanzlei

Der nächste Morgen brachte mir die ersten großen Enttäuschungen.

Man war zu den Wahlen in einem großen Saal zusammengerückt. Die Kompanien meldeten mit militärischer Haltung und Genauigkeit, durchaus wie im Felde die Stärken. Es waren wenig Leute, erschreckend wenig, so sehr war das Regiment in den letzten Kämpfen noch zusammengeschossen worden.

Der Oberst hielt eine Rede an die versammelten Unteroffiziere und Mannschaften, aber es war ihm anzumerken, daß ihm dabei doch nicht so recht wohl war. Die Stimmung war flau. Jeder hatte das Gefühl, daß sich plötzlich etwas Neues, eine unbestimmte Gefahr, ein gewisses unschönes Mißtrauen zwischen Mann und Führer geschlichen hatte.

'Dann sollten die Leute sprechen, sie sollten nun mit einem Male aus Reih' und Glied vortreten und sprechen? Das war so ungewohnt, daß es nur zu einer kurzen Aussprache kam.
Die Wahlen selbst ergaben auch ein deutliches Bild dieser Unsicherheit. Bei einigen Kompanien wählte man einfach die bisherigen Führer oder die ältesten Unteroffiziere; nur bei wenigen wählte man ältere Leute, die sich plötzlich in die erste Reihe gestellt hatten, weil sie sich sofort unter den neuen Verhältnissen zurecht fanden, denn sie waren schon früher in der sozialdemokratischen Partei organisiert gewesen. Mit derartigen Vertrauensleuten hatten wir allerdings weniger gerechnet.


Ich hatte mir gedacht, dem Vertrauensrat eine Erklärung vorzulegen, welche zum Ausdruck brachte, daß die Garde vor den Toren Berlins stehe, daß sie gemäßigte Elemente zu unterstützen gedenke, aber auch gewisse Loyalitätsforderungen an die Herren Volksbeauftragten habe.

Der Vertrauensrat beschloß aber, sich nicht „Vertrauensrat“, sondern „Soldatenausschuß des 4. Garderegiments“ zu benennen. Er beschloß folgendes: „1. Die Garde, die vier Jahre lang das Schwerste für das Vaterland getragen hat, will sich nicht politisch entrechten lassen.“ Das war eine

Zweiter Punkt: Aus meinem Vorschlag einer Loyalitätserklärung allein für die Offiziere wurde eine solche für die Offiziere und für die Regierung, einschließlich der radikalen Elemente: „2. Wir stehen einig neben unseren Führern und mit ihnen hinter der Regierung Ebert—Haase.“

Haase war aber Unabhängiger und der radikalste von allen!

Schließlich kam der dritte Punkt:

„3. Wir verlangen baldigste Herstellung einer gesetzmäßigen Verfassung durch Einberufung der Nationalversammlung.“

Eine Selbstverständlichkeit, die aber auch nur im Zusammenhang mit der Beteuerung unserer nationalen Gesinnung, etwa durch Verlangen von schwarz-weiß-roten Fahnen, hätte genannt werden dürfen.

Der Oberst nahm die Sache aber nicht tragischer, als sie war, und schickte mich mit „meinem famosen Soldatenausschuß“ nach Berlin, um die Regimentsfahnen zu holen, mit denen er in die Stadt einziehen wollte.

So kam es also dazu, daß ich schon am Tage nach meiner Rückkehr zum Regiment mit fünf Feldgrauen
im Stahlhelm auf der Wannseebahn nach Berlin fuhr.

Die Expedition war mir im übrigen äußerst ungemütlich. Erstens einmal wußte ich gar nicht, wo die seinerzeit in einem der letzten Kriegsjahre abgegebenen Fahnen eigentlich aufgehoben wurden, und dann schien es mir doch recht schwierig, bei den herrschenden Verhältnissen ausgerechnet die „reaktionären“ Gardefahnen aus dem revolutionären Berlin herauszuholen.

Am Bahnhof und auf den Straßen erweckten meine Leute, denen man die Frontsoldaten schon von weitem ansah, berechtigtes Aufsehen, mehr jedenfalls, als mir lieb war. Wir zogen erst einmal zum Ersatzbataillon. Dort ging der Rummel gleich los: „Wo wollt ihr denn hin?“ riefen die Leute, die um die Wache herumstanden. „Den Leutnant habt ihr wohl als Amme mitgebracht?“

Es zeigte sich aber sofort die Solidarität des Frontgeistes. „Macht Platz da, verzieht euch und seid ruhig, sonst gibt es ein Unglück!“ rief einer meiner Leute, und dann zogen wir unbehelligt ins Kommandogebäude.

Von dort rief ich kurzerhand auf der Reichskanzlei an, denn ich war mir inzwischen klar darüber geworden, daß wir ohne die Erlaubnis der Volksbeauftragten unsere Fahnen niemals bekommen würden.
Außerdem hatte ich mir gesagt, daß es die Autorität unseres Vertrauensrates gegenüber dem Ersatzbataillon wesentlich stärken würde, wenn unsere Leute unmittelbar mit den Volksbeauftragten gesprochen hätten.

Auf der Reichskanzlei meldete sich einer der Sekretäre.

„Hallo, hier Vertrauensrat des 4. Garderegiments zu Fuß!“

„Was, bitte? — wie, bitte? Soldatenrat der Garde? Hallo, ja, was ist denn los?“

„Ja, hier ist der Vertrauensrat des 4. Garderegiments zu Fuß, das, wie Sie wissen, vor den Toren Berlins liegt. Die Abordnung möchte von einem der Volksbeauftragten empfangen werden.“

„Was wollen Sie denn? Die Garde will die Volksbeauftragten sprechen? Wollen Sie Bedingungen stellen?“

Ich machte absichtlich eine Pause. Da sieht man es, sagte ich mir mit verbissener Wut, da könnte man Bedingungen stellen, wenn der Soldatenrat nur die Situation erkannt hätte.

„Wir möchten einige berechtigte Wünsche vorbringen“, sagte ich ausweichend.

„Na schön, warten Sie mal!“

Nach einer Weile kam die Antwort, der Volksbeauftragte Scheidemann sei bereit, die Abordnung in einer halben Stunde zu empfangen.
Der Soldatenrat beim Ersatzbataillon, der das Gespräch mit angehört hatte, war von dieser Tat
sache mächtig imponiert. Einer dieser roten Redner verfuhrte zwar noch einmal, meinen Leuten zuzuget-
gen. Aber diese schnitten ihm kurz das Wort ab. Wir machten uns auf den Weg zur Reichskanzlei.

Inzwischen hatte ich erfahren, daß man die Fah-
nen im Königlichen Schloß aufbewahrte, das von
der Volksmarinedivision bejeßt war.

* Auf der Reichskanzlei wußte man sofort, wer wir waren, als ich den Soldatenrat anmeldete. Wir wur-
den so zuvorkommend wie die Gesandtschaft eines fremden Staates empfangen. Der Diener führte uns
von der Eingangshalle die kleine teppichbelegte Treppe zum ersten Stock hinauf.

Die Leute wurden sofort vorgelassen.

Ich ging nicht mit hinein, sondern verließ mich auf meine Leute in der Überzeugung, daß es viel
besser war, wenn die Mannschaften jetzt selbst das Wort führten.

Wartend ging ich inzwischen im Korridor auf dem roten Teppich auf und ab. Es ging recht friedlich zu
in diesem Hauptquartier der Revolution. Dieselben Diener wie früher meldeten die Besuchenden an,
und elegante Sekretäre liefen geschäftig mit ihren Aktenmappen auf den schalldämpfenden Teppichen
von einem Zimmer zum andern. Wenn man an die Revolution und ihre Entwicklung in Rußland dachte, an Lenin mit seinen Holztischen und die vorhergehende Kerensky-Regierung, dann kam man unwillkürlich zu einem Vergleich, und man dachte an die draußen in der Stadt lauernden Spartakusführer, die auf den günstigen Augenblick warteten, hier einzudringen, wenn sie keiner hinderte.

Ich fühlte mich beobachtet und erblickte, als ich mich umdrehte, das Gesicht vom Volksbeauftragten Dr. Landsberg in einer der Türen, der mit seinen stechenden Augen herübersah, ehe er wieder verschwand.

Gleich darauf wurde ich auch schon von seinem Sekretär angesprochen, der mich fragte, was ich hier wolle.

Nachdem ich ihm das erklärt hatte, kamen wir in ein Gespräch: „Ein preußischer Gardeoffizier in voller Kriegsbemalung bei den Volksbeauftragten — und Achselstücke hat er auch noch — sind Sie denn selbst im Soldatenrat?“

„Nein, nur der Berater — ich will mir nur mal ansehen, wie das hier in diesem Hause wirkt: die Garde vor den Toren Berlins!“

„Hannibal ante portas —“ antwortete mein Gegenüber. „Und Ihre Forderungen?“

Ich sagte, daß der Oberst nur die Fahnen haben
wolle, und wir lediglich einen Erlaubnischein zum Abholen haben wollten.

„Nur die Fahnen? — größere Sorgen haben Sie nicht?

Wissen Sie im übrigen nicht, daß die Matrosen im Schloß sitzen? Hören Sie mal, mit denen ist nicht zu spass, mit denen haben wir sogar die größten Schwierigkeiten — das gibt ja Krach, wenn Sie da hingehen. Kommen Sie, tun Sie mir den Gefallen und gehen Sie nach Hause.“

„Da kennen Sie aber unsern Soldatenrat schlecht“, lachte ich.

Der Sekretär schien aufrichtig bekümmert, dann meinte er noch, daß wir unter allen Umständen Verbindung halten sollten: „Die Garde, wissen Sie“, meinte er nachdenklich, „das könnte unter Umständen recht interessant werden.“ Ich solle ihn anrufen, wenn wir in der Garnison eingezogen seien.


Scheidemann hatte die kleine Szene durch die offene Türe beobachtet. Er kam näher und fragte misstrauisch: „Sind Sie der Führer der Abordnung? Warum sind Sie nicht mit den Leuten erschienen?“
„Ich bin nur der Berater!“ sagte ich und sah ihm in die Augen, die nur schlecht Haß und Feindschaft gegen einen Vertreter des Offizierkorps verbargen. Das war meine erste Begegnung mit Scheidemann.
III.

Die rote Besatzung im königlichen Schloß

Unter den Linden erregten meine Stahlhelmer noch mehr Aufsehen. Der eine und andere blieb einfach stehen und sah uns kopfschüttelnd nach, an der Kranzler-Ecke grüßte uns ein alter Herr — ein gänzlich Unbekannter. Er zog geradezu ehrerbietig den Hut.

Auf dem weiten asphaltglatten Platz vor der Oper war kein Mensch zu sehen, und vor der Kommandantur war alles wie ausgestorben.

Auf dem Schloß wehte einsam eine kleine rote Flagge . . .

Karl Liebknecht hatte sie am 9. November dort gehisst und zu den vor dem Schloß versammelten Arbeiterhaufen gesprochen: „Der Tag der Revolution ist gekommen. Das Alte ist nicht mehr. Wir proklamieren die neue freie sozialistische Regierung der Arbeiter und Soldaten und grüßen unsere russischen Brüder . . .“ Auf das Schloßportal weisend hatte er gesagt: „Durch dieses Tor wird die neue
sozialistische Freiheit der Arbeiter und Soldaten einziehen. Wir wollen an der Stelle, wo die Kaisers-
standarte wehte, die rote Fahne hissen — —.
Da wehte nun also die rote Fahne auf dem Schloß, dem Mittelpunkt, auf den sich alle Gedan-
ken in Berlin richteten.

An der Brücke über die Spree ließ ich einen Teil der Leute zurück. Ich nahm nur zwei mit. Wenn wir in einer halben Stunde nicht zurück seien, sagte ich zu den Zurückgebliebenen, sollten sie bei der Matrosen-
wache nach uns fragen. Unter keinen Umständen sollten sie Streit anfangen, denn dazu seien wir zu schwach, im schlimmsten Falle sollten sie dem Ober-
sten das Vorgefallene melden.

Ein Leutnant und zwei Mann im Stahlhelm gin-
gen über den weiten und leeren Schloßplatz auf das große Kaiserportal zu.

Vor dem Eingang standen ein paar spanische Rei-
ter, und vor ihnen ging ein Matrose mit umgehäng-
tem Karabiner (Mündung nach unten war Ehren-
sache) auf und ab. Er sah uns schon von weitem kommen und rief seinen hinter dem Drahthindernis herumlugernden Kameraden etwas zu, das wir nicht verstehen konnten. Als wir glücklich bei ihm angelangt waren, hatte sich bereits eine ganze Gruppe von Matrosen eingefunden, die uns neu-
gierig betrachteten.
Wir gingen an den Posten heran: „Morgen“, sagte ich, „ist der Kommandeur da?“

Der Matrose sah prüfend von mir zu den Feldgrauen, von den Achselstücken auf meiner Schulter zu den umgeschnallten Pistolen der Stahlhelmer.

„Was wollt ihr denn?“ fragte er zu den Soldaten hin, indem er sich deutlich bemühte, an mir, dem Offizier, vorbeizusehen.

„Wir sind vom Soldatenrat des 4. Garderegimenter zu Fuß und kommen mit einem Auftrag aus der Reichskanzlei.“

„Aus der Reichskanzlei?“ griente der Matrose. „Na, wenn schon — aber der Kommandeur ist nicht da.“

„Sein Stellvertreter denn?“

„Ja, da hinten!“ sagte er und deutete mit dem Daumen über die Schulter nach dem Schloßhof.

„Na, schön“, sagte ich „dann werde ich eben zu ihm hineingehen. Ihr zwei bleibt hier bei der Wache —.“

Und zu den anderen Matrosen, die uns nun umstanden, sagte ich: „Ihr seht ja, daß ich unbewaffnet bin.“

Der Posten zögerte. Aber einer von meinen Leuten sagte: „Nun macht man bloß keine langen Geschichten, sondern lasst den Leutnant hinein — oder habt ihr Angst vor einem einzigen Leutnant?“

Der Posten zuckte die Achseln, drehte sich um und ging gleichgültig weiter auf und ab. Ein anderer
Matrose, der scheinbar Wachthabender war, sagte schließlich: „Na, denn man tau, kann 'reinkommen.“

Ich war glücklich passiert und betrat allein mit einem begleitenden Matrosen den Schloßhof.

Gleich rechts vor dem Kellergeschoß standen noch die eisernen Gewehrstühen unserer alten Wachen. Dahinten links war die Wachtstube für die Offiziere. Hier schallten die Trommeln, deren Echo sich im altertümlichen Schloßhof und im weiten Gewölbe des schönen Einfahrtsportals brach, wenn der Oberste Kriegsherr an der Wache vorbeifuhr — das war einmal . . .

Wir betraten die Parterreräume, die früher wohl zu der Wohnung des Oberhofmeisters gehört hatten. Auf den schönen polierten Tischen flössen trübe Lachen von verschüttetem Kaffee, und in den Ledersesseln streckten sich schnarchend die dienstfreien Matrosen.

Mein Begleitmann führte mich durch ein paar Zimmer und ließ mich dann einfach vor einer Tür stehen, wobei er eine Gebärdemachte, die wohl bedeuten sollte: da brinnen ist er.

Ich trat kurz entschlossen ein und fand einen Matrosen, der mir, am Tisch sitzend, den Rücken zu drehte. Der Mann aß. Von einem großen Stück Gänsebrust, das auf einer Zeitung lag, war er eifrig bemüht, weitere Stücke abzuschneiden.
Er sah nicht einmal auf, als ich eintrat und schob sich ein neues Stück in den Mund. Ich hatte das schweigend mit angesehen und setzte mich dann zu ihm an den Tisch.

„Na, euch scheint es ja noch ganz gut zu gehen“, meinte ich, indem ich auf die Gänsebrust deutete. „Eigentlich müßte man auch ein Stück abhaben.“

Der Matrose sah auf und kniff prüfend die Augen zusammen, als er den Offizier vor sich sah. Es war geradezu ein Raubtierblick.

Ich tat aber möglichst unberührt und sagte leicht hin: „Euch geht es besser als uns Fronf Schweinen.“

Der Kerl räusperte sich und grunzte dann stirnrunzelnd: „Wo kommst du denn auf einmal her?“


Der Gewaltige las finsteren Blicks das Dokument: „Fahnen? — Verrückt! Was wollt ihr mit Fahnen — was gehen uns eure alten Fahnen an?“

„Ich habe gehört, daß hier alles ordnungsgemäß bewacht und ohne Genehmigung vom Kommandeur nichts herausgegeben wird. Die Fahnen sind nun...
einmal im Schloß, und wenn der Soldatenrat seine Fahnen haben will, dann kann man ihm ja wohl die Freude machen — lange genug sind die Leute ja an der Front gewesen."


,,Hier ist noch der Name zu schreiben“, meinte ich dann sachlich und deutete unter das Wort „genehmigt“.

Der Matrose war gerade dabei, ein neues Stück Gänsebrust zu verzehren und schüttelte nur den Kopf. „Na, denn geht es auch so!“ sagte ich und steckte mir das Papier wieder ein.

Der Kerl nickte mir einigermaßen belustigt zu. Dann meinte er nachsinnend: „Hat dich die Wache denn einfach ’reingelassen?“

„Warum denn nicht? Alles in schönster Ordnung.“ Ich stand auf, aber ich konnte es doch nicht lassen, nochmals auf seine Mahlzeit zu deuten: „So was bekommen unsere Leute aber doch nicht zu essen.“

Der Kerl griente: „Ist auch kein Empfang. Ist
aus eigener Tasche zugekauft. Von der doppelten Löhnnung, die sie in der Reichskanzlei bewilligt haben — doppelte Löhnnung —." Der Kerl lachte schallend und wandte sich dann geradezu vertrau-
lisch an mich: „Ich glaube, sie haben dort alle Angst vor uns — doppelte Löhnnung —.“

Die Sache begann mich zu interessieren: „Feine Sache, ihr versteht es —“, half ich ihm weiter. „Haben es aber auch erst lernen müssen“, nickte der Matrose, „obgleich die Revolution ja zuerst von uns gemacht worden ist. Am 4. November hatten wir ja schon 40 000 Mann hinter uns, die das ver-
brecherische Auslaufen der Flotte hinderten.

zen“ spielen wollte. Das war eine Figur — so wie du —“, sagte der Matrose und schlug mir dabei lachend auf die Schulter.

Ich fuhr zusammen und hatte starke Lust, dem unverschämten Kerl zu antworten. Die Fahnen fie-
len mir aber glücklicherweise noch rechtzeitig ein, und so beherrschte ich mich denn und blinzelte nur etwas vor mich hin.

Der Matrose nahm einen Schluck aus seiner Bierflasche und fuhr fort: „Na, dieser Wolffen-Graf besorgte uns erst einmal eine anständige Löhnnung, und damit waren wir auch zufrieden, bis wir merkten, daß wir selbst bei der Firma Ebert & Co. noch mehr als er herausholen konnten. Wenn wir nur den wilden Mann spielen, dann haben sie ja schon Angst. Daraus haben wir natürlich dem roten Grafen den Lauspaß gegeben und kommandieren uns nun selbst.

Der Matrose spülte seinen Ärger mit einem neuen Schluck aus der Flasche hinunter.

"Vorläufig geht das so weiter — aber es ist noch nicht aller Tage Abend, und man wird ja sehen, was noch alles passiert —“, knurrte er vor sich hin.

"In der Reichskanzlei haben sie jedenfalls immer noch am meisten Angst vor uns — wenn sie auch schon anfangen zu drohen, daß sie Fronttruppen auf uns Hetzen werden —." Der Matrose sah mich plötzlich scharf an: "Das seid ihr wohl, diese Fronttruppen, was? Und ihr sollt nun auf uns schießen? Bloß wegen dem bißchen Löhnung werdet ihr doch nicht auf eure Brüder schießen, was —?"


Wir klingelten nochmals und pochten dann laut an die Türe, bis endlich eine schmale Spalte geöffnet wurde.

Plötzlich aber flog die Tür weit auf. Der ältliche Schloßvogt breitete mit einem freudestrahlenden Lächeln die Arme weit aus: „Die Garde, ach die Garde — Herr Oberleutnant, kommen Sie uns zu befreien?“


„Die Garde, kommt jetzt endlich die Garde?“ fragte der Alte immer wieder, während ich ihn, so gut es eben gehen wollte, zu beruhigen versuchte.

Wir schritten treppauf, treppab durch die verdunkelten Räume. Soviel man sehen konnte, schien noch alles an seinem alten Platze. Endlich standen wir in einem großen, verdunkelten Saal vor unseren Fahnen.

Als Rekruten waren wir auf die Fahnen ver eidigt worden. Wir hatten die Worte nachgesprochen: „Dem König in allen und jeden Vorfällen, zu Lande und zu Wasser, in Kriegs- und Friedenszeiten und an welchen Orten es auch immer sei, getreu und redlich zu dienen.“
Vorbei — vorbei, der König selbst hatte uns von dem Gelöbnis entbunden.

Eine besondere Fahnenwache hatte früher diese stolzen Fahnen unseres Regimentes mit besonderen militärischen Ehren zum Regiment gebracht, heute hatten wir uns durch Hintertüren zu ihnen geschlichen. Beim siegreichen Vormarsch in Frankreich waren sie uns im Morgenwinde eines beginnenden Kampfes vorangetragen worden, und wenn der Fahnenträger fiel, dann nahm sie der nächste schon wieder auf.

Das hier war die Fahne des II. Bataillons. Ich wog den Fahnenstock mit dem weißen Seidentuch in der Hand. Das war also die Fahne, die auch uns damals beim ersten Sturm vorangetragen wurde am Tage, als der kleine Fähnrich Witt fiel — nur ein Fahnenstock und ein weißes Tuch — aber ein Symbol, ein ehrwürdiges Heiligtum für denjenigen, der bereit war, sein Leben dafür zu geben ...

Schwer war die Enttäuschung des alten Schloßvogtes, als wir ihn dann wieder verließen. Die Tränen rollten ihm über die welken Wangen, während er uns nachsah.

Wir grüßten ihn alle nur schweigend und gingen dann mit festem Grifl um die Fahne durch die Matrosenwache, die uns ohne weiteres passieren ließ. Auf dem Schloßplatz kamen uns dann die andern
Leute vom Soldatenrat entgegen, die bereits unruhig geworden waren. Wir nahmen den Fahnenträger in die Mitte und gingen dem nächsten Stadtbahnhof zu.

* Am Abend waren wir wieder in Wannsee. Der Oberst war sichtlich erfreut, daß er seine Fahnen hatte und nun mit ihnen in Berlin einziehen konnte.

Er dankte dem Vertrauensrat.
Ich fuhr wieder nach Berlin zurück, um nun endlich auch meine Verwandten aufzusuchen.

IV.

Das Feldregiment zieht in Berlin ein


Roch marschierte das Regiment aber mit eiserner Marschdisziplin. Die alten Gardefahnen flatterten schwellend über der Kolonne.

Wir nahmen den Hut ab, als die Fahnen vorüberkamen. Nur zwei junge Erfahrenges die Feldgrauprüften nicht, sie stießen sich nur lachend an, als ein älterer Herr besonders ehrfurchtsvoll grüßte.

Der alte Herr sah es. Sein abgehärmtes Gesicht wurde noch etwas bleicher: „Ihr würdet besser
tun, stramm zu stehen, wenn die alten Fahnen kommen!“ sagte er verbissen.
"Hören Sie mal, Männchen“, sagte der eine Kerl frech, „machen Sie sich nur nicht mausig!“
"Ihr habt ja kaum Pulver gerochen, ihr beiden, ihr seid auch so ’ne Drückeberger!“ schrie sie der Alte erregt an.
Der andere Kerl mischte sich nun auch ein: „Nu, regen Se sich man bloß wieder ab, wegen den ollen Fahnenlappen brauchen Se noch lange keinen Kraßel nich zu machen!“
"Sagten Eie: ollen Fahnenlappen, Eie — Eie!“ Drohend hielt der alte Mann schon seinen Stock hoch.
"Det is auch so en Militariste!“ sagte der eine verächtlich zurückweichend, während der andere bissig fragte: „Sie möchten uns auch lieber schein-tot im Massengrab sehen, was? Sie haben gut reden, Sie oller Graukopp, Sie!“
Da begann der Alte auch schon auf die Leute einzudreschen. „Die Fahne hat das rote Gesindel besudelt!“ rief er mit fiebrig glänzenden Augen. „Oller Fahnenlappen hat er gesagt!“ schrie er mit offenem Munde, während er weiter mit seinem Stock auf die beiden Leute einschlug.
Es gab hinter der Zuschauerreihe ein Handgelmenge. Man schlug gegenseitig aufeinander ein.
Ich saß in der Menschenmenge fest und konnte dem guten alten Herrn nicht helfen.

Die M.G.-Wagen des Regimentes kamen gleichzeitig auch schon vorbei. Die Fahrer sahen vom Fahrersitz aus über die Menge hinweg, sahen wohl auch die Schlägerei, aber fuhren gleichmütig vorüber.

Einer der Feldgrauen lehnte an einem Baum mit blutiger Nase.

Einer älteren, schwarzgekleideten Dame liefen die Tränen über das Gesicht. Sie stach mit einem Seidenschirm in das Handgemenge: „Mein Sohn ist im Felde gefallen, und ihr — und ihr!” Sinnlos stach sie mit dem Schirm ohne Unterschied auf beide Parteien ein.

Ein Feldgrauer führte sie beiseite: „Gehn Sie mal nach Hause, Madameken, bet is hier nischt für Sie!”

Die Dame weinte still vor sich hin: „Geradeso marschierten sie vorüber, damals als Gustav ins Feld zog.”

Auf einmal trocknete sie rasch ihre Tränen. „Versprechen Sie mir, daß Sie nie mit ins Feld ziehen werden — niemals mehr Krieg — nie wieder — versprechen Sie es mir jetzt gleich!”

Der Feldgraue wurde verlegen. „Det is ja gar nich mehr nötig — wir haben ja Frieden — der Krieg is ja aus — und wir vom Soldatenrat —.”
„Soldatenrat?“ rief die Dame, „sind Sie auch so ein Roter, pfui, Soldatenrat, ein Kommuniste, der sein Vaterland verrät, schämen Sie sich etwas!“ Und sie faßte ihren Seidenschirm wieder fester an. Der Soldat zog sich ganz verwirrt zurück.

Das Handgemenge hatte sich gelöst. Ebenso rasch, wie die Erregung aufgekommen war, hatte sie sich auch wieder gelegt. Das Handgemenge und die Begriffsverwirrung der einzelnen Parteien — typisch war das für die allgemeine Erregung, für die gereizte, fränkische Stimmung und die Folgen der jahrelangen Kriegspsychose.

Vom Brandenburger Tor her hörte man verwehte Marschmusik. Der letzte Wagen des Regimentes kam vorbei. Die Zuschauer schlossen sich dem Zuge an, und der Rest verließ sich.

Auf dem Pariser Platz wurde eine offizielle Rede an das Regiment gehalten. In der Zwischenzeit hatte ich mich aber bereits auf den Weg zum Ersatzbataillon gemacht.

Auf dem Kasernenhofe herrschte eine ungewöhnliche Stille.

Im Wachtgebäude wurde jeder nach seinem Woher und Wohin gefragt, und wer nicht zum Regiment gehörte, wurde nicht eingelassen. Es herrschte
also eine ungewöhnliche Ordnung. In den Korridoren standen die Leute abwartend herum. Eine gewisse Spannung lag in der Luft.

Auf der Straße vor dem Kasernentor hatte sich eine Gruppe von Neugierigen und Angehörigen um einen Redner versammelt, der mit flackernden Gebärdengin paar Brocken der politischen Schlagworte jener Zeit unter das Volk warf. Man stand drum herum, hörte zu und wartete.

Endlich war in der Ferne klingendes Spiel zu hören. „Sie kommen!“ rief man und ließ den Redner einsam stehen, der sich resignierend den andern anschloß, die eine Gasse vor dem Tore bildeten.

Schon hörte man einige Rufe.

Der Trommelschall hallte lauter und lauter von den Häusern wider, die ersten Reiter wurden sichtbar.

Die Musik setzte mit dem Regimentsmarsch ein, während die Marschkolonne durch das Kasernentor einzog.


Kompanie nach Kompanie marschierte auf. Der Kommandeur hielt zu Pferde vor der Mitte.
Es klang wie ein einziger Schritt, als die Gruppen auf die helle Kommandos ihrer Führer einschwenkten. Wie eine Mauer stand die Front, fest und ungebrochen.

In den Fenstern der Kaserne lagen Soldaten, aber auch ein paar Frauenzimmer, die alle dem Regiment zuwinkten. Von den Aufgängen kamen sie mit ihren roten Armbinden heraus, um sich in ungeordneten Gruppen und Haufen auf dem Kaserntenhof aufzustellen.

Der Oberst hielt vom Pferde herab eine Ansprache, die letzte Ansprache an sein zum letzten Male versammeltes aktives Feldregiment.

Während der Kriegsjahre waren seine Haare vorzeitig ergraut, niemals hatte er damals seine Fassung verloren. Jetzt aber rollten ihm die Tränen die Backen hinunter. Er schämte sich ihrer nicht.

Seine soldatisch kurzen Worte von Abschied und treuer Kameradschaft hallten über die eisern stehende Doppelreihe der Front, die sich nicht einmal beim abschließenden Hoch bewegte.

„Gewe — ehr — — ab! Rührt euch!“ Die Gewehre flogen von den Schultern, und die Reihe bewegte sich: der militärische Zwang war gelöst.

Sofort stand der neue, von den Soldatenräten zum Führer gewählte Feldwebelleutnant des Er-satzbataillons vor der Front, der nun auch ein paar freundliche Worte der Begrüßung sprach.
Er hatte kaum geendet, als auch schon ein anderer vortrat, ein junger Bursche, der mit weit aus-holenden Bewegungen sprach, bei denen die rote Armbinde des Soldatenrats aufleuchtete. Ich glaube, dieser Agitator gehörte gar nicht einmal zu unserem Ersatzbataillon.

Man verstand nur brockenweise seine Worte, weil er nur die erprobten Schlagworte laut und vernehmlich hinausschrie.

„Das alte System —“ begann er, aber die Fortsetzung hörte man schon nicht mehr, weil sie im Pfeifen und Johlen der herumstehenden Leute des Ersatzbataillons unterging, die sich um ihn versammelt hatten.

„Die Gleichberechtigung aller in der Volksrepublik —“ verstand man dann wieder, solange der Chor noch nicht mit seinem „Hoch, hoch!“ einge- fallen war.

„Das Abbrechen des nutzlosen Kampfes und die Zerschmetterung des Militarismus!“ rief er mit heller Kopfstimme, und „Nieder, nieder!“ antwortete dumpf der Chor.

Dem Obersten war eine heiße Blutwelle ins Gesicht gestiegen. Er sah auf den Pferdehals hinab und ließ dem Pferd die Zügel, so daß es zu kauen begann.

Die Situation spitzte sich zu.

Wenn der rote Redner aber seine Sache verstand, dann konnte er dennoch mit ein paar zündenden Worten und ein paar handgreiflichen Redensarten manche Hemmungen wegschieben und die beseren Gefühle unserer alten treuen Leute lächerlich machen.

Es waren nur einige Dutzend Leute, die sich nicht um den Redner versammelt hatten, unter ihnen auch ein paar verwegene aussehende Frauenzimmer. Die andern Leute des Ersatzbataillons kümmerten sich eigentlich recht wenig um ihn, und viele unserer früheren Verwundeten waren längst zu ihren alten Kameraden vom Feldregiment getreten, wo eine stürmische Begrüßung die alte Kameradschaft wieder aufleben ließ.
Aber der rote Redner sprach doch ungehindert weiter.

„Kameraden“, rief er, „nieder mit dem Kadavergehorfsam!“ „Nieder!“ brüllte der Chor der Umstehenden.

„Die Kriegsgewinnler und die Sozialisierung—.“ — „Sozialisierung“, murmelten sie in der Runde.

„Nur die Delegierten des Soldatenrates haben noch etwas zu sagen!“

„Hoch der Soldatenrat!“ fiel eine Fistelstimme ein. „Hoch, hoch!“ schrien sie ringsherum.

„— und der Soldatenrat, das sind wir alle —“, „wir alle — alle!“

„— nur der Soldatenrat gibt die Befehle, er hat die Kontrolle über die Offiziere — kein Befehl ohne Soldatenrat!“

Ich war neben das Pferd des Obersten getreten. Ich legte die Hand auf den Pferdehals und sah zu ihm hinauf, der finster vor sich hinstarrte.

„Wenn wir den Vertrauensrat nicht bald eingreifen lassen, dann wird es wohl bald aus sein — jetzt müssen die alten Frontsoldaten eingreifen!“

Die Faust des Obersten zitterte: „Verdammte Schweinerei, und dies nach dem Einzug!“

Ich beobachtete ihn scharf und sah jetzt jenen starren Ausdruck in seinem Gesicht, den ich von schwierigen Situationen im Felde her nur zu genau kannte.
Er richtete sich im Sattel auf und rief laut:
„Ruhe!“
„Ruhe — Ruhe!“ wurde von Offizieren und Unteroffizieren an der Front entlang weitergegeben.
„Ruhä—ä—“ äffte aber auch ein rothaariges Frauenzimmer neben dem Redner nach, was drüben mit einem brüllenden Gelächter belohnt wurde.
Der Oberst ließ ihnen aber keine Zeit mehr zu weiteren Zwischenrufen: „Die Gewehre zusammen setzen und den Vertrauensrat vortreten lassen!“
Ich atmete auf. Der gefährlichste Augenblick schien mir vorüber.

*  
Als wir uns versammelten, stand der rote Soldatenrat auf der einen Seite, wir mit dem Vertrauensrat des Feldregimentes auf der andern. Der rote Redner war sofort vorgetreten.
„Ich sehe hier auch zwei Offiziere — hier haben nur die Soldatenräte etwas zu suchen!“
Niemand sagte etwas.

„Der Soldatenrat handelt im Namen des Volkes, und die Offiziere haben nicht ‚Ruhä!‘ zu brüllen, wenn der Soldatenrat spricht.“

Der Oberst war weiß im Gesicht geworden.

„Das Offizierkorps hat selbst große Schuld, man kann die Personen nicht vom System trennen.“

Alles schwieg. Aber es war doch eine sozusagen peinliche Ablehnung in diesem Schweigen.

„Wie hat uns der preußische Leutnant geschadet! Mit seinen bekannten zehn Mann in Kommissstiefeln ist er in allen Läden internationaler, ja — Porzellanpolitik herumgetrampelt und hat — und hat alle Blumentöpfe zerbrochen!“

Der Redner war mit einem Male doch unsicher geworden. Die Zustimmung des Kameradenchores fehlte ihm, und aus dem kalten Schweigen fühlte er die immer noch wirksame Autorität der anwesenden Offiziere und die Verehrung aller Soldaten für unsern Obersten heraus.

Der Redner nahm einen neuen Anlauf: „Der Soldatenrat handelt im Namen des Volkes, und die Offiziere sind an allem schuld. Man kann die Personen nicht mehr von dem System trennen — ebenso wenig wie Bismarck von seinen Kürassiersstiefeln — die Offiziere haben —.“

Nun war aber doch einer vom Vertrauensrat des
Feldregimentes vorgetreten: „Genug jetzt“, sagte er ruhig, „wir haben diese Redensarten jetzt schon zum zweiten Male gehört!

Wenn hier ein Soldatenrat etwas zu sagen hat, dann sind wir es vom Feldregiment. Jetzt ist das 4. Garderegiment wieder in seiner Garnison — wir kommen vom Felde, und ihr habt euch zu fügen! Wir sind auch bei den Volksbeauftragten gewesen, und wir wissen, was wir zu tun haben!“

Auf einmal schienen alle wieder Mut zu haben, und ein Gefreiter, den ich vom Felde her noch gut kannte, trat aus dem Soldatenrat des Ersatzbataillons heraus und sagte: „Jawohl, ja, ihr seid bis zuletzt im Felde gewesen, und ihr sollt auch mitreden, und wer unserm Obersten zu nahe kommt, der hat es auch mit mir zu tun!“

Der Mann aus unserem Vertrauensrat griff nun wieder ein: „Wir wollen hier keinen Krach machen, aber was ihr vom Ersatzbataillon könnt, das haben wir ja gesehen. Jetzt kommen wir dran und werden sehen, was zu beschließen ist.“


Unser Sprecher war mit den Seinen in eine Ecke
getreten und kam nach einer Weile auf uns zu. Er teilte mit, daß der Vertrauensrat beschlossen habe, den Obersten als Kommandeur über das Ganze zu wählen. Auch das Ersatzbataillon sollte ihm unterstellt werden.

Der Oberst war weiß im Gesicht, und man merkte ihm die innere Erregung an, als er antwortete: „Ich lasse mich nicht von einem solchen Soldatenrat wie dem dort drüben wählen. Ich brauche überhaupt nicht gewählt zu werden, denn ich bin doch immer noch der Regimentskommandeur. Der Soldatenrat kann mich nicht absetzen, er überschreitet seine Befugnisse.“

„Er kann aber doch den Kommandeur bestätigen, und das bitten wir anzunehmen“, sagte jemand von unserm Vertrauensrat, „denn es gibt darüber doch nur eine einstimmige Meinung im Regiment.“

Der Oberst lehnte aber immer noch ab: „Das ist ja offene Meuterei, und das mache ich nicht mit.“ Erst als ihn alle eindringlich baten, sie nicht im Stich zu lassen, damit sie ruhig zu ihren Familien fahren könnten, gab er schließlich nach.

Damit schien die Ordnung wiederhergestellt.
Trotzdem hatte sich aber die alte Disziplin schon gelockert. Die Leute fühlten heraus, daß der Offizier gar keine Machtmittel mehr hatte.

Und dabei waren die Verhältnisse im 4. Garde-Regiment noch besser als bei den meisten anderen Regimentern, bei denen die Soldatenräte der Ersatz-bataillone oft genug die Feldzugskommandeure einfach abgelöst hatten.

Die stolze deutsche Armee befand sich in einem Auflösungszustand, nachdem man ihr von hinten das Rückgrat zerbrochen hatte.
Man löste die Feldregimenter so rasch wie möglich auf und verwischte damit immer mehr den Unterschied zwischen den Fronttruppen und den revolutionären Ersatztruppenteilen.

Die Volksbeauftragten glaubten, daß sie mit diesen rotgesinnten Ersatztruppenteilen die Macht leichter und sicherer behalten könnten.
Aber darin täuschten sie sich.
Sie gerieten immer mehr in Schwierigkeiten mit den radikal gesinnten Unabhängigen, welche begannen, mit den Spartakisten gemeinsame Sache zu machen.
In den kommenden Wochen hielt ich ständig Fühlung mit der Reichskanzlei. Ich bekam dadurch einen lehrreichen Einblick in die Stimmung der politischen Zentrale.

Es zeigte sich, daß der Volksbeauftragte Ebert immer mehr Schwierigkeiten hatte, die radikal-revolutionär gesinnten Elemente, insbesondere den Volksbeauftragten Barth, am Zügel zu halten.


Die Verwendung von regulären Truppen im Bürgerkriege ist in der Geschichte aller Zeiten schwierig gewesen. Sie ist immer nur dann geglückt, wenn die Truppe unter dem persönlichen Einfluß


In der Reichskanzlei hatte man von vornherein gewisse Bedenken gegen Groeners Pläne und Vorschläge. Man fürchtete auf der einen Seite kontrarevolutionäre Umtriebe der Offiziere, und fühlte auf der andern Seite doch auch die unsichere Haltung von Teilen der Truppe heraus. Man hoffte immer noch, sich mit eigenen Kräften helfen zu können und versuchte deswegen auch, die alte blaue Friedenspolizei wieder auf die Beine zu bringen, ein Versuch, der natürlich schon daran

Pöbelhaftes Austreten von revolutionären Führern auf der Reichskanzlei kam immer häufiger vor. Man beklagte sich auch schon, daß man von „dieser wilden Soldateska“ tätlich angegriffen worden sei.


Propagandistisch hatte man sich von Anfang an zur Niederlage bekannt, und man hatte damit den Radikalen das am meisten zündende Schlagwort vom Munde wegenommen. Mit der Parole: „Zurück in die Heimat, komme, was da kommen mag!” und der Zauberformel: „Frieden, sobald wie möglich Frieden!” gewann man die Massen und vermied damit den Fehler der Kriegsparole, die Kerenskys Sturz beschleunigt hatte.

Man war damit aber auch gezwungen, die Auflösung der Kriegsformationen zu versprechen. Man mußte die Leute entlassen, mit deren Kräften man sich doch eigentlich halten wollte; man verstärkte mit der antimilitaristischen Parole die allgemeine Auflösung.

Über diese Schwierigkeit versuchte man mit dem Schlagwort „Bildung einer Volkswehr” wieder
hinwegzukommen, aber diese Volkswehr war noch lange nicht da, sie war bisher nur ein Schlagwort. Mit jedem Tag wurde man ängstlicher, bedenklicher.

„Sind Ihre Soldaten denn fest in Ihrer Hand?“ fragte man immer wieder auf der Reichskanzlei, und ich mußte immer wieder sagen, daß unsere Leute täglich gleichgültiger würden, und daß uns die besten Kräfte entlassen würden, während die unruhigen und unsicheren Schreihälse immer mehr die Oberhand bekämen.

Ebert war der einzige, der das Abrutschen in die grausige Tiefe herausfühlte. Er begann langsam einzusehen, daß man den Spartakisten nicht mehr mit Argumenten antworten konnte, sondern daß nun Maschinengewehre zu sprechen hätten.

* 

Mit den Matrosen kam es zum offenen Konflikt, Wels saß bereits im Schloß gefangen, bei den Matrosen, die man selbst herangeholt hatte.


Auf der Reichskanzlei war man sich der Gefahr bewußt, als der Kampf so ruhmlos abgebrochen werden mußte. Man war jetzt der Willkür der aufständischen Matrosen schutzlos preisgegeben!

Glücklicherweise waren die Matrosen selbst aber viel zu sehr von dem Kanonendonner eingeschüchtert.
Sie waren keine kühlen überlegenden Strategen und wußten mit dem Sieg nichts anzufangen, ja, sie wußten nicht einmal, daß sie in Tat und Wahrheit gesiegt hatten und der ganzen Herrlichkeit der „vom Vertrauen des Volkes getragenen“ Regierung im Handumdrehen ein Ende machen konnten — wenn sie mit den Spartakisten oder Unabhängigen gemeinsame Sache machten.

In der Reichskanzlei aber war man um so angstvoller, nachdem die großangelegte Unterstützungsaktion des Generals Groener in einer schicksalsschweren Stunde mißglückt und zusammengebrochen war.

*  


Der Oberst fuhr zur ersten Orientierung zur Kommandantur und ließ mich dann heranholen, um mich zu fragen, ob ich mitgehen wollte.

Ich war natürlich dazu bereit — obgleich wir gerade beim Schmücken des Weihnachtsbaumes waren.

Die allerwenigsten Menschen ahnten auch etwas von der gefährdendrohenden Lage in Berlin und der Möglichkeit, daß man nach den Feiertagen unter einer bolschewistischen Blutherrschaft aufwachen konnte.


Wenn die Spartakusgruppe nun wirklich Ernst macht, dann kann niemand wissen, was geschehen wird — nur eines ist sicher, wenn die Roten siegen, dann werden sie alle Gegner an die Laterne hängen."

Wir fuhren nun die Linden hinunter und näherten uns der Kommandantur.

„Wir kommen jetzt mehr und mehr in den Mittelpunkt der Ereignisse — uns werden die Roten also zuerst hängen."

„Wenn Sie uns kriegen, Herr Oberst."

„Und das werden wir ihnen schon schwer machen“, lachte der Oberst, während wir vor der Kommandantur hielt. „Jetzt geht es jedenfalls los!"

Wir gingen in das Haus und trafen im Treppenhaus einen halbbetrunkenen Soldaten.

„Wo sind die Räume des Kommandanten?“
Der Kerl musterte uns unverschämt und wollte dann an uns vorbeigehen. Der Oberst trat ihm aber in den Weg: „Ich bin der neue Kommandant und möchte wissen, wo die Diensträume des Kommandanten sind.“

Der Mann machte eine Gebärde, die bedeuten sollte: „Du kannst mir den Buckel ’runterrutschen!“ und verschwand hinter der nächsten Tür.

Wir sahen uns verdutzt an.

„Da soll doch in drei Teufels Namen —“ jagte der Oberst, und „so eine Frechheit!“ murmelnd, begannen wir die Treppe hinaufzusteigen.

Der bisherige Kommandant, der Freund Eberts und sozialdemokratische Parteiführer Wels, hat uns später aufgesucht. Er sagte zu Anfang des Gespräches, daß er den Oberst unter vier Augen sprechen wolle.

Ich wollte mich schon zurückziehen, als mich der Oberst zurückhielt. „Verzeihen Sie, Herr Wels, aber das ist mein treuer Adjutant vom Felde her, und Sie können zu ihm dasselbe Vertrauen haben wie zu mir.“ „Entschuldigen Sie“, meinte Wels, „aber man wird hier mißtrauisch, die meisten in diesem Hause arbeiten ja nach zwei Seiten. — Sehr mißtrauisch bin ich hier geworden!“
„Das kann ich Ihnen allerdings nach meinen heutigen Erfahrungen lebhaft nachfühlen“, sagte der Oberst.

„Ich will Ihnen offen sagen“, begann Wels, „daß ich an diese Arbeit mit großem Vertrauen zu den Massen gegangen bin. Ich habe ja selbst mit Leuten unserer Parteiorganisation die Republikanische Soldatenwehr gegründet.

Ich weiß, daß Sie, Herr Oberst, alter Gardeoffizier sind, aber wir haben zu Ihnen Vertrauen, weil Sie Ihr Regiment in der Hand behalten haben, und weil Sie bei Ihren Soldaten beliebt sind. Möge Ihnen gelingen — was mir — nicht gelungen ist. Wir glaubten, die Massen in der Hand zu haben, wir glaubten es — aber sie sind uns aus der Hand geglitten. Es geht etwas vor, gegen das wir machtlos sind!“

Plötzlich war der starke Mann zusammengeknickt und nahm den Kopf zwischen beide Hände: „Meine Kraft ist heute gebrochen, es war zu viel — ich bin verraten worden!“

Es war eine Weile still, der Oberst sah nur fragend zu mir hinüber. Dann sagte er beruhigend: „Sie sind vielleicht nur heute nach der Gefangennahme so pessimistisch!“

Wels sah wieder auf: „Wir sind von den Massen verraten worden und auch von einzelnen — verraten, ja, das ist die Wahrheit."
Aber die Gefangennahme hat mir den Rest gegeben. Ich bitte Sie, diese erpresserischen Matrosen haben ja nicht einmal vor der Reichsregierung haltgemacht, sie haben ja sogar Ebert gefangen gefasst!"


Schließlich wollten die Matrosen aber doch noch verhandeln. Ledebour war zwischen 3 und 4 Uhr noch in der Reichskanzlei, kam aber unverrichteter Dinge wieder zurück.

Um 1/28 Uhr heute früh hörten wir die ersten Granaten heulen, die dann bei uns einschlugen. Sie hätten sehen müssen, wie da die Matrosen auf mich einstürmten! Die wilden, drohenden Matrosen und das Krachen der Granaten – es waren furchtbare Augenblicke.

Dann kam endlich die Waffenruhe. Ich wurde befreit, aber was nun werden soll, das weiß kein
Mensch — die Spartakusleute werden sich bitter rächen wollen an denen, die den Angriffsbefehl gegeben haben. Auf der Reichskanzlei lassen sich nur noch die Unabhängigen sehen, und die andern Volksbeauftragten werden, soviel ich weiß, in den nächsten Tagen nur noch im geheimen zusammentkommen. Eberl will im „Vorwärts“ eine Rechtfertigung erscheinen lassen, aber die Massen lassen sich doch nicht beruhigen. Wenn die Matrosen heute wollten — wenn sie ihren Sieg ausnutzen wollten — dann könnten wir uns heute kaum mehr halten!

Wir müssen aber noch einmal das Äußerste versuchen, und Sie, Herr Oberst, Sie müssen uns helfen!"

Der Oberst reichte dem sozialdemokratischen Par-teimanne die Hand: „Vielen Dank für Ihr Vertrauen, Herr Wels. Das ist eine schwierige Situation, in die wir da hineinkommen. Ein trauriges Erbe. Was soll aber geschehen, wenn die Matrosen nun die Reichskanzlei nehmen?"

Der bisherige Kommandant Wels ließ seinen Blick durch das Fenster gleiten und zuckte die Achseln. Erst nach einer Weile antwortete er: „Deswegen hat man Sie, Herr Oberst, ja herangeholt. Wir haben, wie gesagt, das größte Vertrauen zu Ihnen!“

Er stand auf und schüttelte uns beiden herzlichst die Hand: „Recht viel Glück, meine Herren!“

*
Er hatte uns kaum verlassen, als der Leutnant Fischer unangemeldet das Zimmer betrat. Er ließ sich in einen Stuhl fallen, hob die Hand vor den Mund, als ob er gähnen wollte, und meinte leicht-hin: „Dieser Wels ist also glücklich weg, und was machen Sie nun hier?“

Der Oberst antwortete: „Ich bin vom Kriegsminister als Kommandant von Berlin hier eingesetzt worden. Und wo kommen Sie denn eigentlich her, Herr Fischer?“


Nun konnte ich mich aber doch nicht mehr halten: „Verhaftet?“ sagte ich, „etwa so, wie Sie selbst gestern von den Matrosen verhaftet worden sind?“ „So—o“, antwortete der Leutnant Fischer gedehnt, „das wissen Sie also auch schon? — Vergessen Sie aber nicht, daß ich auch gleich wieder frei-
gelassen worden bin, und zwar auf die Vorstellungen der Soldatenwehr hin — die Soldatenwehr hört eben auf mich und auf keinen anderen — auf wen wollen denn Sie sich verlassen, Herr Oberst?“ „Ich habe noch einige Feldsoldaten hinter mir“, behauptete der Oberst tapfer.

„So—o, ach, wie mich das freut! Aber, Herr Oberst, werden Sie sich auch den neuen Verhältnissen anpassen können?

Es ist heute hier scharf geschossen worden, und da entsteht die Frage, ob das so weitergehen soll. Was soll man machen, wenn die Masten anstürmen?

Wollen Sie auf das Volk schießen lassen? He?

Oder wollen Sie Gewehr bei Fuß zusehen, um dann im richtigen Augenblick zum Sieger überzugehen, ja?“

Der Leutnant Fischer war aufgesprungen, lachte uns höhnisch ins Gesicht und verließ mit einem ironischen „Guten Morgen!“ das Zimmer.

Der Oberst sah ihm nach: „Eine feine Nummer, das! Der war auch nie Offizier, das sieht man ihm, weiß Gott, an.

Na, Kessel, was jagen Sie nun?“ „Wir sitzen allein in einer Mausefalle.“ „Richtig, aber die Matrosen sind gar nicht das Schlimmste, mit denen habe ich nämlich heute früh schon einmal verhandelt."
Schlimmer sind die Spartakusleute, bitte, sehen Sie hier!"


Der Oberst ging mit schweren Schritten im Zimmer auf und ab, während ich durchs Fenster auf den menschenleeren Platz vor der neuen Wache hinabsah.

Der Oberst blieb stehen: "Es ist so seltsam still hier, ist Ihnen das auch schon aufgefallen? Diese lausigen Spartakisten können doch gar nicht alle wie brave Schäfchen unter den Weihnachtsbaum gekrochen sein? Das ist doch wohl nicht gut möglich?

Ich fürchte, daß es nur die Ruhe vor dem Sturm ist, daß sie jetzt eine neue Schweinerei planen, bei der wir wehrlos zusehen müssen, wie die Reichsregierung hinweggefegt wird.

Ob die 'zweite Revolution', bei der dann ganze Arbeit gemacht werden soll, bereits auf dem Wege ist?"

*


„Ich bin der Adjutant des Obersten Reinhard, und ich kann Sie zu ihm führen.“

Ein stämmiger Feldwebel trat vor: „Feldwebel Suppe, Führer des Bundes aktiver Unteroffiziere. In meinem Korps sind wir nur aktive Unteroffiziere. Wir haben gehört, daß der Oberst Reinhard hier ist, der vielen Kameraden vom Felde her bekannt ist, und wir bitten, daß er zur Besichtigung des Depots kommt.“

Ein Wachtmeister trat vor: „Wachtmeister Penner. Wir haben auch zwei Geschütze mit dabei und Minenwerfer, und eine Anzahl von uns sind ausgebildete Artilleristen.“
"Wieviel Mann sind Sie denn?"
"Rund 300 Mann Gefechtsstärke."
"Schön, warten Sie einen Augenblick!"

Ich beeilte mich, den Obersten wieder aufzusuchen, und trat ihm mit den Worten entgegen: "Herr Oberst, wir haben eine Truppe, zwei Kompanien aktive Unteroffiziere."


Herr Oberst müssen sich die Leute verpflichten, persönlich verpflichten. Dann nehmen wir sie hier heraus und zeigen sie in unsere Kaserne. Das Proviantamt wird besetzt und das Bekleidungsamt auch; dann haben wir unsere Festung mitten in Berlin. Hier können wir ja nicht bleiben."

"Nicht so rasch, Kessel, nicht so rasch", sagte der Oberst abwehrend, "aber herein mit den Leuten!"

Die Leute standen stramm, als sie ins Zimmer traten. Suppe war der Wortführer. Sie seien den "Schwindel" hier leid, und eine ordentliche Verpflegung gäbe es auch nicht. Sie wollten wieder von einem Soldaten geführt werden, und da der Oberst vom Felde her vielen bekannt sei, bäten sie, daß er das Kommando übernehme.
Der Oberst antwortete vorsichtig, daß er erst eine Besichtigung vornehmen wolle, und versprach, in einer Viertelstunde zu erscheinen.

Die Leute verschwanden mit strammen Ehrenbezeugungen.

Der Oberst aber ging, als sie fort waren, händreibend auf und ab. „Glänzend“, sagte er, „einfach großartig!

Hierher kommen wir nicht wieder. Der verdammte Fischer mag hier bleiben, solange er will, ich sammle meine Leute in Moabit, und dann Gnade Gott den Spartakusleuten und dem übrigen Gelichter, wenn ich meine Leute zusammenhabe!

Kommen Sie, jetzt verlassen wir dieses ungastliche Haus.“
VI.

Der Treuschwur der Suppe-Garde


Wir traten in die Eingangshalle der Bibliothek. „Stillgestanden! — Au — gen rechts!“ schallte eine kommandogeübte Stimme durch die Halle. Gott sei Dank, hier wurde noch befohlen, und hier gehorchte man auch noch dem Kommando.

In gerader Haltung stand die Truppe, scharf ausgerichtet, zwar in bunt zusammengewürfelten Uniformen, aber das geübte Auge eines Offiziers sah von weitem, daß diese Truppe in der Hand des Führers war. Kein Schlendrian, trotz der roten Soldatenwehrbinde.

Der Oberst strahlte.
Er ging die Front ab, und betrat die breite Freitreppe in der Halle.

Feldwebel Suppe trat vor und begann zu reden.
Er sprach von der Freude, daß sie wieder einen Führer hätten. Einen besseren hätten sie nicht wählen können. Er werde in Berlin wieder Ruhe und Ordnung einführen und für seine Soldaten sorgen.

Angefeuert von Zurufen aus der Truppe, ließ sich der im Reden ungeübte Feldwebel von seiner inneren Bewegung immer mehr fortreißen. Von Wort zu Wort kam er in immer stürmischeres Fahrwasser. Unter dem Jubel der Leute rief er mit weithinahllender Stimme:


Die Unteroffiziere zogen ihre blanken Waffen und fielen in den Hochruf ein. Und das Rufen wurde zum Freudentaumel, von dem die Wände zitterten.

Die Bewegung legte sich erst wieder, als der Oberst vortrat und ein Zeichen gab, daß er nun auch reden wolle.

Er berührte auch die „Blutweihnachten“ am Schluß mit einigen Worten und erklärte, daß wir berufen seien, Schlimmeres zu verhüten.

Als er geendet hatte, holte er den Bundesführer Suppe heran und stellte sich mit ihm Arm in Arm vor der Truppe auf, die in neue Jubelrufe ausbrach.

Dann ließ Suppe die Leute wegtreten, während wir uns in seine Schreibstube zurückzogen, die er sich in der engen Portierloge neben dem Eingangspor¬tal zurechtgemacht hatte.

Oberst Reinhard drückte mir die Hand: „Jetzt geht es los! — Das war doch wundervoll! — Was sagen Sie dazu, das war die gesunde Reaktion auf diese verdamnte Revolution!“

Auch der Wachtmeister Penther war an mich her¬angetreten. Er erklärte mir, daß er schon seit 17 Jahren im Kriege sei, Kolonien und so, wo eben ge¬rade „etwas los gewesen“ sei. Er sei sozusagen immer vom Pulvergeruch angezogen worden.

In der Schreibstube Suppes ließ man sich nieder, so gut es eben in dem engen Raum gehen wollte. Der Oberst wies auf die roten Soldatenwehrabzei—
chen der Unteroffiziere: „Wie sind Sie denn eigent- lich zur Republikanischen Soldatenwehr gekommen?“

Der Bundesführer Suppe antwortete, wobei er aber auch im Sitzen eine halbdienstliche Haltung bewahrte: „Jawohl, Herr Oberst, das werde ich aus- einandersetzen.

Wir gehören ja alle zum Bunde Aktiver. Der oberste Grundsatz ist, die Zivilversorgungsansprüche der Unteroffiziere zu sichern. Bei dem heutigen Schlamaßel sind diese Ansprüche in Gefahr, und da mußte ja etwas geschehen, um diese zu retten.

Wenn wir heute auch keinen Kaiser mehr haben dürfen, so müssen wir doch einen andern an seiner Stelle haben, der zu oberst sitzt und auch für die Aufrechterhaltung unserer Ansprüche sorgt.

Am 5. Dezember habe ich also alle in Berlin an- wesenden Aktiven zusammengerufen. Es erschienen hauptsächlich die Kameraden von der Garde, aber auch von den Nachrichtentruppen und Funkern, und wir hielten eine Versammlung im Zirkus Busch ab. Ich erklärte, daß wir uns als eine Art freiwillige Schutztruppe der Regierung zu betrachten hätten, die doch allein unsere Ansprüche sichern könne. Da mit waren auch alle einverstanden, und so zogen wir denn gleich am nächsten Tage zur Reichskanzlei, wo ich Ebert erklärte, daß wir bereit seien, loszuschlagen, falls es Liebknecht oder seine Bettgenossin wagen sollten, einen Putsch zu machen.“
Hier gab es eine kleine Pause, denn Penther stieß mir freundschaftlich in die Seite und sagte, indem er schmunzelnd seinen schwarzen Schnurrbart strich, der merkwürdig von seinem sonst ergrauten Haar abstach: „Bettgenossin ist gut, was? — für Rosa Luxemburg — haha, hoho!“ Lachend sah er von einem zum andern und schlug dem ebenfalls leise schmunzelnden Suppe auf die Schenkel: „Bettgenossin ist wirklich gut — unser Suppe kann halt reden — jawoll, ja.“


Wir verhandelten dann noch während der Demonstration mit Wels, und da er uns eine anstän-
dige Löhnung versprach, sind wir bei ihm geblieben, bis jetzt die Auseinandersetzung mit den Matrosen kam und wir auch keine Löhnung mehr bekamen."

Hier unterbrach Penther wieder, indem er kurz und bündig erklärte: „Ja, so war's, und nun wollen wir einmal auch unsere Gebührnisse festsetzen — und eine ordentliche Verpflegung soll es auch geben.“

Ich sah fragend zum Obersten hinüber, aber dieser erklärte nur leutselig: „Mein Adjutant wird Ihnen das Nähere auseinandersetzen.“


Penther unterbrach mich mit der Frage, ob ich glaube, daß man dort auch neue Reitstiefel mit Sporen fassen könne, eine Frage, die ich großzügig bejahte.
Der Oberst aber befahl kurzerhand, daß man noch in dieser Nacht, um 12 Uhr, abrücken solle, und über der Festsetzung von Einzelheiten des Abmarsches vergaß man dann die weitere Besprechung der Gebührnisse.

Damit soll aber nicht etwa gesagt sein, daß wir die Berechtigung der Lohnungsforderungen der Unteroffiziere und Soldaten nicht anerkannten. Als Offiziere waren wir zwar gewohnt, an unser Gehalt zuletzt zu denken, genau wie der einfache Feldgraue im Kriege auch niemals an die Löhning gedacht hatte, aber wir verstanden es doch zu schätzen, daß es diese Unteroffiziere in diesen Zeiten der Auflösung mit den Rechten und Pflichten des Staates so genau nahmen. In dem Glauben an ihre Versorgungsansprüche lag ein starkes, wenn auch recht materielles Interesse an der Erhaltung des Staates, das wir mit allen Kräften zu unterstützen gedachten.

Wir sahen deutlich, was wir an den Unteroffizieren und ihrer Verbundenheit mit dem Staat aus Tradition und Erziehung hatten, und wir ließen uns darin auch nicht durch den gelegentlichen Landsknechtston des Umganges täuschen, wenn er uns auch manchmal ein Lächeln abgenötigt haben mag.

Nach den bitteren Erfahrungen eines kurzen Soldatenratsregimentes hatten gerade diese Leute zuallererst wieder das alte Vertrauensverhältnis zu
ihren Offizieren, das seit jeher gute preußische Tradition gewesen ist, wiedergefunden.

Bei den Geschützen, die mit ihrer Bedienung zur Truppe Suppes gehörten, blieben wir auf dem Platz zwischen der Bibliothek und der Oper noch einmal stehen. „Die gefallen mir auch nicht schlecht“, sagte der Oberst, als wir wieder allein waren, indem er mit der Hand über ein graues Rohr fuhr und dabei liebevoll auf die neben den Geschützen bereit liegenden Granaten sah.

„Wir haben überhaupt einen Mordsdusel entwickelt."

„Na, ein paar vernünftige Feldsoldaten mußte es schließlich doch noch geben."

„Ich habe Herrn Oberst übrigens noch nicht einmal zum König von Berlin' gratuliert — ausgerufen von Feldwebel Suppe; wenn es wenigstens noch Gottfried von Bouillon gewesen wäre — es machte sich besser in der Geschichte."

„Machen Sie sich nicht über unsere Leute lustig!“ sagte der Oberst streng. „Auch die Geschmacklosigkeiten waren gut gemeint.“ Und dann fügte er noch lächelnd hinzu: „Im übrigen wird man auch nicht alle Tage zum König ausgerufen!“

„Zum Krieg gehört Geld“, meinte ich dann, „wo bekommen wir nun Lohnung und eine Extrazulage her?“

Das Trommeln des Obersten ging plötzlich in Parademarsch über, während er sagte: „Ich hab’s. Der Kriegsminister muß uns helfen! Scheuch gehört ja zum Regiment. Sie werden sofort zu ihm hinfahren! Geben Sie mal Ihr Notizbuch her!“

Er riß einen Zettel heraus und schrieb dann folgendes: „Ich bitte um sofortige Genehmigung, ein Freiwilligenkorps „Berlin“ für die Regierung Ebert-Haase gründen zu dürfen, das sich an das Unteroffizierkorps Suppe angliedert. Sollte dies nicht erwünscht sein, so möchte ich die Genehmigung haben, das Korps Suppe sofort durch Freiwillige auf einige 1000 Mann zu verstärken. Reinhard. Ich glaube so dem Allgemeinen nützen zu können; ich bitte sofort um Zuteilung eines Intendanturrates zur Löhnsungs- und Verpflegungsregelung.“

Auf dem Zettel, den ich heute noch im Besitz habe, sieht man, daß der Oberst zuerst „Detachement Reinhard“ geschrieben hatte, anstatt „Freiwilligenkorps „Berlin““. 
Der Oberst gab mir den Zettel: „Los, fahren Sie sofort zum Kriegsminister und bringen Sie den Kram in Ordnung! Ich erwarte Sie hier.“


Im Kriegsministerium war es recht still; es war ja Weihnachtstag heute.

Der Adjutant des Ministers sah mich ziemlich erstaunt an, als ich bat, beim Minister persönlich angemeldet zu werden. Ich hatte es natürlich schrecklich eilig und hatte ganz vergessen, daß ich nicht einmal Uniform anhatte.

Ich nannte Regiment und meinen Namen, ich käme vom Obersten Reinhard und legte den Zettel vor. Es sei sehr eilig, betonte ich nochmals.

„Zum Kriegsminister persönlich? — Unmöglich, ich bitte Sie!“

Ich ließ aber nicht locker. „Erzellenz muß drei Minuten Zeit haben. Verstehen Sie denn nicht, daß es hier um die einzigste Truppe geht, die wir jetzt noch in Berlin haben? Erzellenz wird mich sicher empfangen, er kennt mich ja auch vom Regiment her. Sie tragen selbst die Verantwortung, wenn Sie mich nicht anmelden."

Der Adjutant ging kopfschüttelnd weg und kam kurz darauf noch erstaunter zurück: „Erzellenz wird Sie sofort empfangen.“
Ich wollte gleich losstürmen, aber der Adjutant machte mich noch rechtzeitig darauf aufmerksam, daß ich doch wenigstens meinen Mantel, meinen Zivilmantel, ablegen müsse, betonte er noch einmal, während er für sich seufzte: „Ein Offizier in Zivil beim Kriegsminister, so was!“

Der General Scheuch empfing mich herzlich-freundlich, wie es immer die Art dieses hervorragenden Truppenführers gegenüber Untergebenen gewesen ist. Er sagte aber gleich: „Drei Minuten, Kessel, ich kann unmöglich über längere Zeit verfügen, ich bin auf dem Weg zur Reichskanzlei — wie steht es also mit dem Obersten Reinhard?“

Ich gab ihm den Zettel des Obersten zu lesen, schilderte mit ein paar Worten, daß wir endlich eine ausgezeichnete Truppe hätten, fest in der Hand des Führers. Es sei ja, merkwürdig genug, augenblicklich noch ruhig in Berlin, man müsse die kurze Frist ausnutzen, um wenigstens noch eine Wachttruppe zu organisieren. Wir benutzten die Nacht zum Umzug, und in wenigen Tagen seien wir so weit, daß wir dann vielleicht das ganze Regierungsviertel schützen könnten.

„Na also“, sagte der General zerstreut.

„Ja, aber das Geld zur Löhnnung, Erzellenz, wo sollen wir denn die Extrazulage hernehmen, welche die Leute bisher bekamen?“
Der Kriegsminister überlegte, aber ich fühlte deutlich heraus, daß er mit seinen Gedanken eigentlich wo anders war. Der wochenlange Kampf mit den Soldatenräten, die Enttäuschung mit den Lequistruppen und die aufreibenden Verhandlungen mit den Volksbeauftragten hatten ihn bereits zermürbt. Er war abgehetzt und gar nicht mehr in der Lage, mit eiserner Hand eingreifen, wie es die Situation erfordert hätte.

Aber er versuchte doch, uns zu helfen. Er hob den Fernsprecher und ließ sich mit einem Abteilungsleiter verbinden: „Der Oberleutnant von Kessel wird im Auftrag des Obersten Reinhard zu Ihnen kommen, versuchen Sie ihm zu helfen, soweit wir überhaupt helfen können!“

Ich war also auf den Dienstweg verwiesen.

Der Kriegsminister stand auf.

Er reichte mir nochmals freundlich die Hand, während der Adjutant bereits mit seinem Mantel auf dem Arm erschien, nicht ohne mir noch einmal einen mißbilligenden Blick zuzuwenden.

Ich hatte das Gefühl, daß er in Abschiedsstimmung war. Er hat ja auch damals seinen Abschied eingereicht und sich zurückgezogen, was man nach allen Erlebnissen, die er hat durchmachen müssen, auch nur zu gut verstehen kann. Er hat am längsten von allen Ministern der Kriegszeit ausgehalten.
Der Abteilungsleiter, der mich dann sofort empfang, zählte mir erst einmal alle Bedenken auf, die unserem Vorhaben entgegenstünden.

Ich erklärte, daß man in einer außergewöhnlichen Situation auch zu außergewöhnlichen Mitteln greifen müsse. Bei der 10. Armee hätten wir im übrigen auch Freiwilligenformationen aufgestellt.

Dort seien sie aber zum Grenzschutz angeworben worden, meinte der Major, während wir hier eine Truppe für den Bürgerkrieg aufstellen wollten. Es käme sicher zu den größten Schwierigkeiten mit den Unabhängigen-Regierungsmitgliedern, wenn sich das preußische Kriegsministerium in eine solche Sache einmische.

"Wenn wir aber nun unsere Leute auch zum Grenzschutz anwerben", entgegnete ich halb verzweifelt, "und dabei eine Geheimklausel einfügen, daß wir in Berlin bleiben, dann kann uns doch niemand etwas anhaben. An die Grenze wollen wir nicht, weil wir unter allen Umständen jetzt in Berlin bleiben müssen, wo die Entscheidung naht."

Der Major lächelte, ob über meinen Vorschlag oder über den in seinen Augen absurden Gedanken, mit ein paar hundert Mann eine Entscheidung in Berlin herbeiführen zu wollen, weiß ich heute noch nicht. Er erklärte jedenfalls, immer noch lächelnd, daß dieser Gedanke eine diplomatische Lösung sei, gegen die
er nichts einzuwenden habe, solange man nur das Kriegsministerium nicht in die Sache hineinziehe. Der Oberst solle sich an den General von Lüttwitz wenden, der Vollmacht habe, Freiwillige anzuwerben. Lüttwitz werde das Kind schon schaukeln.

*Nun wußte ich genug. Ich hatte es eilig. Der Oberst wartete.

Als ich wieder zum Opernplatz kam, saß der Oberst immer noch ganz vergnügt neben unseren Kanonen und freute sich des militärischen Betriebes um ihn herum.

Mit seiner rastlosen Energie war er aber auch nicht untätig gewesen. Er verhandelte gerade mit einem Generalstabshauptmann, als ich nähertrat und ihm das Ergebnis meiner Mission mitteilte.


Fahren Sie inzwischen nach Moabit und bereiten Sie alles für den Einzug der Freiwilligen vor! Wir werden das Unteroffizierkorps ‚Freiwilligen-Regiment Reinhard‘ nennen, wenn ich doch persönlich
dafür gutstehen soll, daß die Leute hier in Berlin bleiben.


Als Freiwillige bekommen unsere Leute im übrigen auch noch 5 Mark Extrazulage", fügte der Oberst hinzu, schon halb im Gehen.

"Da wird sich aber Gottfried von Bouillon freuen!" meinte ich erleichtert.
VII.

**Die rote Flut beginnt zu steigen**

Berlin, die Weltstadt, lag im Weihnachtschlummer.

Die Straßenzüge waren menschenleer, Weihnachtsbäume mit glänzenden Lichtern leuchteten noch da und dort in einigen Fenstern, wo die Familien zum erstenmal wieder nach langen Jahren, vereint mit den heimgekehrten Vätern und Söhnen, das Weihnachtsfest bis in die späte Nacht hinein feierten.

Um 12 Uhr nachts schallten Kommandos auf dem Platz vor der Universität, und kurz darauf marschierte eine wohlgeordnete Kolonne mit festem Tritt über den Asphalt der „Linden“. Waffen klinkten, Pferde wieherten, und zwei Geschütze polterten mit ihren Munitionswagen hinterher. Bagagewagen und ein hochbepackter, recht friedlich aussehender Heuwagen folgten und schlossen den Zug ab.

Der Posten vor der Kommandantur, einer der wenigen, die überhaupt noch in der ganzen Stadt standen, sah der Kolonne verwundert nach, wagte aber nicht, den unvermuteten Abmarsch mitten in der Nacht zu stören.
Um 1 Uhr nachts passierte die Kolonne das Kaserntor vom 4. Garderegiment, wo der Oberst das Regiment erwartete.
Wir ließen sofort neue Wachen ausziehen.
Unser befestigter Stützpunkt mitten im roten Berlin war fertig.
Als die Berliner am nächsten Tage aus sanftem Schlummer erwachten, stand eine unserer Kanonen bereits hinter dem Haupteingang verdeckt aufgefahren, bewacht von einem Posten unserer Artillerie.
Im Kasernehofe herrschte lebhaftes Treiben. Die Quartiere waren längst verteilt worden, aber trotzdem zogen immer noch einige Leute mit Bettsäcken oder Wäsche herum, die sie irgendwo empfangen hatten. Feldwebel Penther hatte am frühen Morgen noch die Unteroffiziere der Bekleidungskammer geweckt und spazierte nun mit den versprochenen neuen Reitstiefeln auf dem Hof auf und ab. Er zeigte auf die dampfenden Feldküchen, von denen ein angenehmer Dunst herüberzog, und meinte: „Jetzt macht
das Soldatenspielen doch wieder einmal Spaß. Die
Pferde haben kriegsmäßige Ration bekommen, und
die Kompanien haben eiserne Portionen für einen
ganzen Monat im voraus empfangen. In der Kantine
haben sie einen guten amerikanischen Speck,
aber der Kognak ist schlecht.

Am Kasernentor ging der Posten wie früher mit
geschultertem Gewehr auf und ab. Die roten Arm-
binden waren bereits gegen weiße umgetauscht
werden.

Vor den Toren war es noch still. Die Häuser-
blocks der Großstadt verloren sich im trüben Mor-
gendunst. Dort hinten lagen die großen Maschinen-
und Waggonfabriken mit ihren Arbeitermassen.

Auf dem Hof des Offizierkasinos, wo wir unser
Stabsquartier aufzuschlagen gedachten, weil das alte
Stabsgebäude noch von dem 4. Garderegiment mit
allen seinen Schreibern besetzt war, hatten wir alle
Vorräte an Kriegsmaterial aufgestapelt. Da lagen
 Rollen von Stacheldraht, wie in einem Pionier-
depot an der Front, und zwischen den Büschen im
Garten waren hochbeladene Fahrzeuge mit anderem
Pioniergerät aufgefahren.

Das eigentliche Waffenlager war in der Halle des
Kasinos. Da standen Reserve-Maschinengewehre,
Gewehre in langen Reihen und Munitionsfässen.
Leuchtpistolen lagen bereit und die neuen Maschinen-

116
Pistolen, kleine Tankabwehrgeschütze und leichte Minenwerfer. Das alles hatte Penther anschleppen lassen und mir eine besonders handliche Pistole in die Hand gedrückt, die er mir wärmstens empfahl, weil sie wie der Teufel schoss.

Unser Stab bestand noch immer aus nur zwei Personen: dem Obersten und mir.

* Am Vormittag hielt der Oberst eine Besprechung mit den Offizieren des 4. Garderegimentes ab, so weit sie überhaupt in Berlin anwesend waren.

Er trat in seinem einfachen Mannschaftsmantel ohne Rangabzeichen vor die versammelten Offiziere und sprach davon, daß man sich heute aus den Boden der Tatsachen stellen müsse.

Die Gefahr, daß es in Deutschland gehe wie in Rußland, sei groß, und man habe in dieser Lage keine Zeit, von andern Dingen als davon zu reden, wie die Situation zu retten sei.

Man verlange von einem Königlich Preußischen Offizier viel Selbstlosigkeit, wenn man fordere, daß er dem Staate auch unter den neuen Verhältnissen diene. Er verstehe vollkommen, wenn manche heute zweifelten, wo ihre Pflicht liege. Es sei die Frage, ob man großend abseits stehen oder sich der Regierungs trotz allem zur Verfügung stellen solle.

,,Meine Herren“, sagte er, „es ist aber nicht unsere
Sache, die politischen Grundlagen der Regierung zu untersuchen. Es ist Not am Mann, man ruft den preußischen Offizier, und da hat man meiner Ansicht nach ohne weitere Erörterungen einzuspringen.

Ich brauche Sie, meine Herren, und bitte Sie, in das neue Freiwilligen-Regiment einzutreten.

Ich bin bereit, ein besonderes Bataillon zu gründen, in dem die Offiziere des Regimentes die Kommandogewalt haben."

Einer der älteren Offiziere trat vor und erklärte, daß er sich nicht ohne weiteres entschließen könne. Er sei Königlich Preußischer Offizier, und dieses Regiment sei doch zum Schutze der Volksbeauftragten da.

Der Oberst erinnerte an den Aufruf des Generalfeldmarschalls von Hindenburg, aber er drang damit doch nicht durch. Man wollte erst einmal den weiteren Gang der Dinge abwarten.


Sonst meldeten sich an jenem Tage nur zwei junge Offiziere zur sofortigen Dienstleistung, einer von ihnen hatte ein Holzbein — die andern Offiziere sind erst einige Wochen später zur Freiwilligenbewegung übergetreten.
Als die Besprechung zu Ende war, wurde ich von einem Gefreiten in Zivil angesprochen, der früher im Felde lange Jahre bei meinen MG.'s gewesen war.

„Herr Oberleutnant, ich wollte nur auf Wiedersehen sagen.“

„Du willst auch gehen?“

Der treue Mann schluckte etwas heiser: „Ja, Herr Oberleutnant, es muß sein. Sie brauchen mich zu Hause, und hier — das wird ja doch nichts. Ich kenne doch alle diese Unteroffiziere und meine Kameraden: es ist nicht mehr dasselbe wie früher.“

„Ich will keinem zureden.“


Ich kann nicht auf das Volk schießen, Herr Oberleutnant!“

„Auf das Volk schießen!“ Ich war sehr ernst geworden. „Wir kämpfen auch im Bürgerkrieg nicht gegen Frauen und Kinder, sondern gegen bewaffnete Verbrecher, die mit der Waffe in der Hand auf uns losgehen; ich glaube, du würdest selbst auch gegen
deinen eigenen Bruder in der Notwehr angehen und ihn niederschießen, wenn er toll geworden wäre — und diese Leute sind toll geworden!

Es darf bei uns nicht gehen wie in Rußland!“

„Nein, gewiß nicht, Herr Oberleutnant“, beeilte sich der Gefreite zu antworten. „Ich möchte aber auch meine Heimat mal wiedersehen, nach all diesen Jahren. Ich muß nach Hause, ich muß unsere Wiesen und das Vieh wiedersehen und selbst sehen, wie alles ist.“

Ich hatte einen Augenblick daran gedacht, den treuen Mann zurückzuhalten. Wenn ich ihn bitten würde? Dann würde er sicher bleiben. Aber dann dachte ich daran, daß der Gefreite eben die bolschewistische Pest noch nicht kannte. Er mußte erst einmal selbst erleben, was kommunistische Schreckensherrschaft bedeutete. Man mußte ihm, genau wie unseren Offizieren, erst einmal Zeit lassen zum Umbauen. Man konnte ihm ebenso wenig wie den Offizieren einen Vorwurf machen; die Umstellung war schließlich auch eine Gewissensfrage.

Ich gab dem Mann die Hand und ließ ihn ziehen.


*

„Wollen Sie auch bei uns mitmachen?“ fragte der Oberst erfreut.


„Wenn nun aber Ihre ganze 'Wirtschaft' von den Spartakisten hinweggesagt wird?“ Der Offizier sah den Obersten ungläubig an: „Unsere Wirtschaft und unsere Großindustrie — aber ich bitte Sie, Herr Oberst!“

Er verabschiedete sich kurz, und ich begleitete ihn noch hinaus. Als wir an dem Waffenlager vorbeigingen, meinte er: „Nee, Kinder, was ihr euch für Schwachheiten einbildet! Laßt die Noten doch nur
machen, die O.H.L. wird später schon mit ihnen fertig werden. Komm du mal lieber gleich mit, dann bekommst du auch noch einen Platz, nachher ist es zu spät!"

Ich kehrte zum Obersten zurück, der immer noch in seinem Lehnstuhl vor dem Feuer saß. Sein Gesicht erschien mir in dem scharfen Licht älter als sonst. „Es ist doch merkwürdig, daß die meisten nicht einmal die Gefahr erkennen: genau wie in Rußland! Da hat man die Roten auch unterschätzt und sich auf die Oberste Leitung verlassen — bis es zu spät war. Man traut ihnen eben gar nicht die Macht zu, daß sie von der Straße kommen und alleszerstören könnten.

Wenn die Roten erst einmal die Macht an sich gerissen haben, dann ist es auch am nächsten Tag schon still im Industriegebiet, und Truppen von außerhalb könnten dann auch nichts mehr ändern. Ich glaube, daß viele Leute gar nicht wissen, wie schwer dieser Kampf ist. Wir haben ja gar keine gesetzliche Handhabe, um mit Truppen gegen die Roten vorzugehen. Man kann sagen: Sie gehen gegen die Regierung — schön, aber was heißt denn hier Regierung?

Wo liegt da Recht und Unrecht? Und wo ist unsere Pflicht? Wir wissen, daß die Volksbeauftragten voraussichtlich die Mehrheit des Volkes hin-
ter sich haben werden, aber wir wissen doch eigent-
lich auch das nicht einmal genau. Es ist eine Ge-
wissensfrage für einen denkenden Menschen.

Wissen Sie, wenn ich nicht so genau wüßte, daß
ich recht handle, ich glaube, ich könnte manchmal
selbst auch irre werden!"

Der Oberst war aufgesprungen und ging auf und
ab. „Und dann kommt man sich selbst wie ein Ver-
räter an seinem Kaiser vor. Aber davon wollen wir
lieber nicht weiterreden, das verletzt noch zu sehr.

Die alten Offiziere des Regiments warten auch
ab, ob sich die Regierung durchsetzen wird.

Ich komme mir heute wie im Felde vor einem
Generalangriff vor, den man vorausahnt, ohne daß
man Genaues weiß. An der eigenen Front ist es
noch still, aber man fühlt, daß sich der Feind sogar
ins Hintergelände eingeschossen hat. Man sitzt in
einer Ungewißheit und Spannung, die einen auf
jedes Geräusch hin aushorchen läßt.

Daß ein roter Angriff kommen wird, das ist klar.
Wir wissen nur noch nicht wo und wann? Die große
Frage ist eben, ob sie uns Zeit zum weiteren Sam-
men und Organisieren von Freiwilligen lassen
werden.

Noch haben die guten Leute ja keine Ahnung, daß
wir uns hier verschanzt haben, aber das wird sich
bald herumsprechen. Ob sie uns dann hier oder ob
Sie die Reichskanzlei angreifen, das ist die Frage. Wie dem auch sei, die Entscheidung wird hier in Berlin fallen, nicht nur für die Hauptstadt, sondern für die Macht im ganzen Reich.

Ich werde unser befestigtes Viereck halten, solange mir die Leute nicht davonlaufen, und ich glaube beinahe, daß wir aushalten können bis zum letzten Mann. Unsere Zitadelle von Berlin hier einzunehmen, das wird ihnen harte Arbeit machen.

Na, nun sitzen wir also hier mit unserem Häuschen Soldaten, 200 Freiwilligen, buntgemischt aus den verschiedensten Formationen und Waffen, drei Leutnants und ein Oberst. Damit sollen wir also nun in der Millionenstadt etwas ausrichten!"


Wenn wir hier im rechten Augenblick am Brennpunkt einsetzen, dann hält die Front vielleicht auch hier so lange, bis die Entscheidung gefallen ist.

Es hängt ja auch hier alles an einem Haar. Wir wollen nur hoffen, daß uns die Roten noch ein paar Tage Zeit lassen, bis wir die Truppe fester in der Hand haben.“
„Eine starke Macht“, meinte ich, „ist es ja wahrhaftig nicht, aber die Roten stellen sich sicher mehr dahinter vor. Sie können ja gar nicht wissen, wie stark wir sind.“

Der Oberst nickte. „Wir müssen noch warten. Wenn es aber dann von allen Seiten losbricht und keiner mehr helfen kann, dann müssen wir ‘ran. Dann kommt es darauf an, daß Ebert durchhalten kann und dem roten Druck nicht nachgibt.“

Der Oberst gab nun seine Anweisungen für die weitere Organisation, aber mitten darin wurde er plötzlich von ein paar Schüssen unterbrochen, die draußen auf der Straße sielen.

Der Oberst sprang auf und trat ans Fenster.


„Was ist denn los?“ rief der Oberst.

„Vorsicht, Deckung nehmen!“ schrie jemand zur Antwort, und gleich darauf hörte man eine kräftige Explosion.

„Laßt doch das irrsinnige Handgranatenschmeißen!“ brüllte ich, während der Oberst rief: „Halt,
zum Donnerwetter, ja! Seid ihr denn alle wild geworden?"

Die Schüsse knallten wie Peitschenhiebe durch die Straße.

Ein Feldwebel und ein Kompanieführer erschien. „Was ist denn eigentlich los?“

„Wir sahen eine Matrosenabteilung an die Wache herankommen und gaben ein paar Schreckschüsse in die Luft ab, und dann ging eben die Ballerei von allen Seiten los."

„Also einfach ins Blaue hinein habt ihr geschossen!“ rief der Oberst. „Wenn ihr so nervös seid, dann könnt ihr nach Hause gehen. So eine sinnlose Schießerei! Mitten in der Stadt! Menschenkind, Sie können ja ein schreckliches Unheil anrichten — rasch weg und machen Sie Schluss mit der Schießerei!“


Die ersten Meldungen liefen ein: es war nichts passiert.

Der Oberst versammelte die Führer und machte ihnen Vorhaltungen. Es dürfte nicht mehr zu solchen Unbesonnenheiten kommen. Wir seien stark genug, um die Matrosen ruhig herankommen zu lassen.
Als die Führer gegangen waren, hörte man immer noch ab und zu ein paar Schüsse aus weiter Ferne.

Sie kamen vom Reichstag her. Dort und Unter den Linden gaben die Patrouillen Eichhorns Schreckschüsse ab.

Der Oberst saß wieder in seinem Sessel vor dem Feuer: „Was für ein Aufheben wegen ein paar Schreckschüssen! und welches Echo! Das schallt ja gleich über die ganze Stadt hin, wenn man hier in die Luft schießt!

Wie nervös alle noch sind, alle Menschen sind gewohnt, sofort zu den Waffen zu greifen. Jeder Zivilist hat ja auch noch ein Schießeisen und ballert gleich los, wenn irgendwo geschossen wird. Im übrigen werden wir uns nun eingeführt und unsere Anwesenheit gemeldet haben.“

* 

Während der Weihnachtsfeiertage blieb es tatsächlich still, aber dann begann die rote Flut langsam zu steigen und zu branden.

In der Reichskanzlei war nach dem Angriff auf Schloß und Marstall eine Regierungskrise eingetreten. Ebert hatte am 25. Dezember zwar noch rasch einen Artikel im „Vorwärts“ erscheinen lassen, der die Massen beruhigen sollte, sie aber nur noch mehr
erregte und zur Besetzung des „Vorwärts“-Gebäudes durch ein paar tausend Arbeiter führte, die nach langen Verhandlungen allerdings noch einmal abzogen. Die Unabhängigen-Volksbeauftragten schieden aber aus dem Sechsmännerkollegium der Volksbeauftragten aus und wurden durch die beiden Sozialdemokraten Noske und Wissell ersetzt.

Demonstrationszüge zogen durch die Straßen, Redner von beiden Parteien sprachen zum Volk. Die Straße regierte durch die Soldaten- und Arbeiterräte.


Diese bewaffneten Verbrecher zogen bei Einbruch der Dunkelheit in das Stadtinnere und machten die ganze Stadt unsicher. Lautlos schlichen sie um die Ecken der Häuserblocks in den Straßen, die in der Streiks in tiefem Dunkel lagen, stets bereit, aus dem Hinterhalt zu schießen oder sich an einer loh-
nenden Plünderung der er schreckten Geschäftsleute und Ladenbesitzer zu beteiligen.

Plötzlich peitschten dann Schüsse durch die menschenleeren Straßen, dunkle Gestalten drückten sich von einem Hausflur um die nächste Ecke, Leuchttrakten stiegen zischend zum Nachthimmel empor und verbreiteten ihr zitterndes und bleiches Licht über das dunkle Häusermeer. Salven knatterten im Dunkeln.

Bahnhöfe wurden zu Stützpunkten, Straßenzüge zu Schußfeldern. Unter ausschlagenden Treffern bröckelten die Steine der öffentlichen Gebäude im Regierungs quartier, Fassadenteile fielen stückweise auf die Straße, Schaufenster splitterten um rund Ein schußöffnungen.

Hinter Deckungen auf der Straße, aber auch auf den Dächern lagen die Schützen und beschossen wahllos die Passanten aus dem Hinterhalt.

Das Blut unschuldiger Bürger war bereits über den Asphalt geflossen. Niemand zählte die Opfer, niemand suchte nach dem Täter — die Ordnung löste sich langsam auf, es gab keine Polizeigewalt mehr — Mord, Plünderung, das war die Tagesarbeit des von frevelhafter Hand bewaffneten Großstadt ge sindels.

Die Panik der Bürger verbreitete und vergrößerte den Schrecken, haltlose Gerüchte wurden von blei-
chen Lippen weitererzählt, die Angst senkte sich auf die Großstadt.

Die rote Flut stieg und brandete immer stärker.


Arbeiter gegen Arbeiter — die Fronten der zweiten Revolution treten sich bereits gegenüber.


Noch ist das Freiwilligen-Regiment Reinhard nicht über das Gebiet hinausgekommen, das von seinem Kasernenviereck beherrscht wird.

Wir organisieren noch immer, wir sammeln weitere Freiwillige, wir häufen Waffen an und ordnen die langsam wachsenden Verbände.

Einzelne Schüsse knattern, und Salven verrollen in der Ferne. Eine müde Kugel pfeift singend bis zu uns hinüber.

Der Straßenkampf — die neue Freiheit der Gesetzlosigkeit und der raubgierigen Leidenschaften beherrscht Berlin.


Wir schicken eine Streife aus, die sich geduckt, tastend, lautlos vorarbeitet. Wieder leuchtet es auf, der nächtliche Spuck scheint verschwunden, aber nur, um nach kurzer Zeit wieder zu erscheinen.
Dann beginnt der Kampf im Dunkeln wieder von neuem.

In der Turmstraße, weit da hinten nach den großen Fabriken zu, stehen ein paar Maschinen-gewehre der Roten: sie fegen von Zeit zu Zeit die ganze Straßenzeile rein, die direkt auf unsere Kaserne führt.

So geht das nun jede Nacht.

Wenn das Feuer allzu heftig aufflammt, wird zweimal, dreimal alarmiert — bis man sich dann wieder schlaflen legen kann.

Wir haben bereits die ersten größeren Verluste.

* 

Aber auch am Tage drangen die Roten nun auch schon oft über die Spreebrücken vor, die den Stadtteil Moabit vom Innern Berlins trennen.

Die Roten hatten für ihre Überfälle auf unsere Streifen eine besondere Taktik.

Sie erschienen gruppenweise in Zivil. Sie trugen keine Uniformen, wie die Unsrigen, höchstens einen feldgrauen Entlassungsanzug. Ihre roten Armbinden hatten sie abgenommen, die Waffen hielten sie unter dem Mantel verborgen. Erst wenn unsere Streifen vorbeigegangen waren, fielen sie urplötzlich von hinten über sie her. Es war schlimmer als ein Franktireurkrieg.
Der Feldwebel Penther war der erste, der das zu fühlen bekam.
Er erschien eines Vormittags leichenbläß bei mir im Stabsquartier und verlangte mit schwacher Stimme ein Glas Wasser.
„Was ist denn geschehen?“ fragte ich, indem ich ihm ein Glas reichte, das er mit unsicher zitternden Händen entgegennahm. Er trank etwas, setzte das Glas aber gleich wieder ab: „Ich kann noch nicht sprechen."
Erst nach einiger Zeit begann er dann wieder: „Seit 17 Jahren bin ich schon im Krieg, aber so was habe ich denn doch noch nicht mitgemacht. Da sind Zulukaffern ja menschlicher."
Er erhob sich mühsam aus seinem Sessel, entblößte seinen Hals: „Da, sehen Sie mal!“ sagte er, indem er auf eine breite, blutig unterlaufene Stelle zeigte.


',Daß euch alle der Teufel holt!' antwortete ich, solange ich noch sprechen konnte.

Ich war schon halb gefühllos, als sie mir die Schlinge um den Hals zogen und mich zu hissen begannen."

Penther griff nochmals ächzend zum Wasser Glas.


Man sagte mir, daß jemand den Überfall beobachtet und die Unsrigen alarmiert hatte.

Einer von den Unsrigen ist tot, die anderen alle schwer mißhandelt. Von den Roten ist einer leider entkommen, drei sind tot, und einen haben sie gefangengenommen. Den werden wir jetzt gleich gegen die Wand stellen."
„Machen Sie keine Geschichten“, sagte ich, „der Mann muß vor ein ordentliches Gericht!“

Der Feldwebel lachte bitter auf: „Ein ordentliches Gericht? — Der Fall liegt doch sonnenklar, er hat mich doch an die Laterne hängen wollen!

Ich bin ein alter Krieger und handle nach Kriegsrecht.“

„Natürlich haben Sie recht, aber wir sind doch keine Landsknechte, wir wollen doch wieder Ordnung einführen!“

„Herr Oberleutnant, sehen Sie sich vor“, der Feldwebel war fast drohend aufgestanden, „so kommen Sie bei uns nicht durch, nicht bei uns, wenn wir Freunde bleiben wollen! Wir lassen uns auch nicht einfach an die Laterne aufhängen, wir müssen ein Exempel statuieren!“

„Im Kampf ja, aber nachher sind die Gerichte da!“

Penther humpelte zur Tür. Ich sah ihm nach:

„Ich warne Sie, Penther, keine Disziplinlosigkeiten, die Sie später bereuen müssen.“

„Das ist also alles, was Sie zu meiner Geschichte sagen haben —“ brummte der Feldwebel ingrimmmig, indem er ging.

Ich machte dem Obersten natürlich Meldung, als dieser kam.
„Die Geschichte ist ganz anders“, sagte der Oberst nur resigniert, „der Mann ist bereits erschossen worden.“

„Aber, Herr Oberst!“


„Der Feldwebel wird sich später vor Gericht zu verantworten haben. Der Bürgerkrieg ist kein Kinderspiel."

Mit seiner Prophezeiung, daß sich Penther später dem Gericht stellen müsse, hat der Oberst recht behalten.

Nach Monaten, als die Kämpfe schon fast vergessen waren, hatte sich Penther zu verantworten. Er verteidigte sich selbst, offen und ehrlich und legte den Sachverhalt dar.

Das blieb nicht ohne Eindruck auf die Richter, die ihn freisprachen.

136
VIII.

Der Kampf mit den Spartakisten um die Entscheidung

In den ersten Tagen des neuen Jahres begann man auf der Reichskanzlei außerordentlich nervös zu werden.

Die Entscheidung nahte.


Wir wollten unsere Kräfte erst einsetzen, wenn die Entscheidung herangereift war. Bis zu diesem letzten Augenblick wollten wir unsere kleine Macht sparen.

Deswegen war es für uns auch besonders wichtig, zu wissen, ob die Roten nun endlich zum entscheidenden Schlag ausholten.

Die Versammlungsberichte ergaben folgendes:

Die Entlassung des Polizeipräsidenten Eichhorn hatte die Berliner Arbeiterschaft „in unerhörter Weise“ herausgefordert.
Man wollte einen Revolutionsausschuß bilden, mit Liebknecht, Rosa Luxemburg und Ledebour an der Spitze.


Man wußte, daß sich in Zossen Jägerbataillone versammelten, aber man wußte auch, daß sie noch nicht verfügungsbereit waren. Gerade deswegen hatten es die Roten jetzt eilig.


Eine Riefendemonstration auf der Siegesallee hatte die Massen in revolutionäre Stimmung gebracht.

Als der neue Polizeipräsident Ernst vor Eichhorn erschien, gab es im Polizeipräsidium erregte Szenen. Eichhorn erklärte schließlich, daß er sich nicht von Ebert hinauswerfen lasse, solange er noch Ma-
schinengewehre habe. Dabei waren die Massen auf dem Alexanderplatz aufmarschiert, und es fehlte wenig daran, daß sie in ihrer Erregung zu Taten übergegangen wären.

Rote Haufen hatten das Zeitungsviertel besetzt, im Marstall war die Zentrale, wo die Arbeiter bewaffnet wurden. Durch das Zeitungsviertel wollte man zum Sturm auf die Reichskanzlei aufmarschieren.

Der Generalstreik sollte nun endlich in Gang kommen. Die Obsleute hatten die Parole auszugeben: Die Stunde der Abrechnung ist da.

Die Versammlungen schlossen alle mit einer Huldigung für den ‚Revolutionsausschuß aller revolutionären Arbeiter und Soldaten‘. ‚Zeigt den Gewalthabern von heute eure Macht, zeigt, daß der revolutionäre Geist der Novembertage noch nicht erloschen ist!‘

Als sich die Nachrichten immer mehr verdichteten, begannen wir, das Regiment zu alarmieren.

Gleichzeitig hatte sich aber auch schon der Volksbeauftragte Noske bei uns angesagt.

Noske erklärte, daß er den Oberbefehl über sämtliche Truppen übernommen habe. Die übrigen Truppen würden vor Berlin versammelt, die Generalstabsoffiziere hätten ihm aber mitgeteilt, daß sie jetzt noch nicht, sondern erst in einer Woche aktionsbereit seien.

In Berlin falle aber jetzt die Entscheidung. Es gehe „um die Wurscht“. Er habe nur das Regiment Reinhard.

Die Unabhängigen und Kommunisten riefen zur gemeinsamen Aktion gegen die Regierung, sie hätten auch den Generalstreik proklamiert. Die Volksbeauftragten hätten ihrerseits die Massen zu Kundgebungen zusammengerufen.

Es blase langsam zum Sturm auf. Was der Herr Oberst dazu sage?

„Ich gehe mit jedem, der Ordnung schaffen will“, erklärte der Oberst sofort. „Gleichgültig, wer es ist. Ich stehe selbstverständlich der Regierung mit meinen Leuten zur Verfügung, wenn es auch nicht viele sind. Auf die Partei sehe ich nicht. Mein Herz ist beim Volke, aber nicht bei der Sozialdemokratie — ich sage das offen —, aber das tut ja auch nur so weit etwas zur Sache, als ich verlange, daß auch meine Gesinnung geachtet wird.“

Noske stand auf und reichte dem Obersten die Hand: „Das war die ehrliche Sprache eines alten
Soldaten. Ich habe mich gefreut, das zu hören. Seien Sie versichert, daß wir stets loyal sein werden."

Damit war das Vertrauen zwischen den beiden, dem Oberkommandierenden und dem Freiwilligenführer, hergestellt, das allerdings nicht lange halten sollte.

Wir nannten nun die Stärke des Regimentes. Unser Kasernenviereck wollten wir unter allen Umständen als leicht zu verteidigende Zitadelle und als Rückhalt unserer Stellung bis zum letzten Mann verteidigen.

Außerdem übernahm der Oberst auch die Aufgabe, eine starke Wache aus die Reichskanzlei zu legen. Er versprach, das Gebäude in Verteidigungszustand zu setzen, und übernahm die Verantwortung, daß es gegen jeden Ansturm von außen gehalten werde.

Die Kanonen wollten wir noch nicht einsetzen, sondern vorläufig in der Kaserne behalten. Dagegen sollten überall Maschinengewehre eingebaut werden.

Der neue Oberbefehlshaber und Volksbeauftragte Noske war sichtlich erleichtert, er dankte dem Obersten mit den herzlichsten Worten.

Die Wache solle sobald wie möglich die bisherigen Posten ablösen.

Als der Oberbefehlshaber gegangen war, rechneten wir die Stärken nach. Nach der Gestellung einer Besatzung der Reichskanzlei blieb uns nach Ab-
zug der Kasernenwachen und einer Sicherheitsbe- 
satzung in der Kaserne gerade noch eine Ablösung für 
die Reichskanzlei. 
Wir konnten also die beiden Stellungen gerade 
halten, aber nur wenige oder eigentlich gar keine 
Verstärkung von einem Ort zum andern schicken. 
Man mußte eben von vornherein alles darauf 
abstellen, daß die Roten an beiden Orten nicht in 
die Gebäude eindringen konnten, sonst stand die 
Sache faul. 

* 

Die Wache, die wir für die Reichskanzlei zusam-
menstellten, war äußerlich eine recht bunte Gesell-
schaft: da standen Pioniere neben Kavalleristen, In-
fanteristen neben Artilleristen. Alle waren sie aber 
altgediente Soldaten, die mit Gewehr und Karabi-
nner, Handgranaten und Maschinengewehren umzu-
gehen wußten. Die Hauptsache aber: sie waren alle 
von demselben Geist der Entschlossenheit befeelt, sie 
wußten alle, daß es in einen entscheidenden Kampf 
ging. 

Während die Leute antraten, wurde ich von der 
Reichskanzlei angerufen. Man erfundigte sich, wann 
wei denn endlich kämen. Es sei dicke Luft bei ihnen. 
Im Regierungsviertel zögen zwar noch Demostra-
tionszüge der Mehrheitssozialisten vorüber, Leutnant 
Fischer sei aber auch schon mal wieder verhaftet, und
Liebknecht wolle eine provisorische Regierung ausrufen. Der „Vorwärts“ sei ebenso besetzt wie die anderen Zeitungen. Das Aufziehen der Wache sei dringend, man könne die Nerven schon in einer weniger ernsten Situation verlieren.

Ich fragte dagegen, ob sie denn gar keine Truppen mehr hätten. Man habe zwar ein paar hundert Zivilisten bewaffnet, meist Parteifreunde, sie hätten auch das Brandenburger Tor besetzt, würden auch von Bewaffneten, die im Reichstag säßen, unterstützt — aber alle diese Kräfte zusammen könnten ja keinen Sturm aushalten — man wolle nichts gegen die guten Leute sagen, gewiß nicht — aber das rechte Vertrauen habe man eben doch nicht.

Die Regierung verfüge eigentlich nur noch über die nächsten Häuser. Im „Vorwärts“ feien die Maschinen auch schon zerstört worden, wir sollten machen, daß wir kämen.

„Wir wollen uns auch nicht überhasten“, sagte der Oberst, als ich ihm das Gespräch mitteilte.

Er besichtigte genau die Wache, er wollte jeden einzelnen genau kennen, der nun auszog, um die letzte Machtposition der Regierung zu bewachen.

,,Die werden wir doch wohl kaum mitnehmen können, Herr Oberst, wir müssen ja froh sein, wenn wir mit der Wache unbehelligt durchkommen“, sagte ich.

Der Oberst aber lachte nur: ,,Da kennen Sie aber schlecht den Instinkt der Massen, besonders in Berlin! Passen Sie mal auf, die Kommunisten marschieren noch neben der Kolonne her, wenn unsere berühmte Musste kommt“.

,,Es wird aber doch vielleicht noch geschossen, Herr Oberst."

,,Aber nicht auf die Musik, mein lieber. Die Musste marschiert mit! Und wenn die Kommunisten diesen festlichen Aufmarsch sehen, dann werden sie vor lauter Erstaunen das Schießen vergessen.“

Die Kommandos schallten über den Hof, der Wachthabende, Feldwebel Suppe, meldete die Wache ab.

Unter dem fortreißenden Klang unseres Regimentsmarsches zog die kleine Marschkolonne unserer Wache am Reichstag vorbei.

Wir fuhren im offenen Auto hinterher.

In der Siegesallee hatten sich wahre Massen von Demonstranten angezammelt. Als der Regimentsmarsch über den weiten Königsplatz rauschte, strömte ein breiter Menschenstrom uns entgegen, der sich der Musik neugierig anschloß.
Der Oberst deutele auf die Scharen, die zu beiden Seiten der Kolonne taftfest mitmarschierten, und sagte: „Sehen Sie wohl, schon ist das Volk auf unserer Seite!“

Durch das Brandenburger Tor, auf dem eine Schar von Regierungstreuen mit ein paar Maschinengewehren und einem Scheinwerfer Posto gefaßt hatte, zogen wir geradezu friedensmäßig auf den Pariser Platz. Überall öffneten sich Fenster und Türen, und von den Balkons herab winkte man uns zu.

Der Oberst flüsterte mir zu: „Sehen Sie wohl: die Leute werden glauben, daß ein ganzes Generalkommando hier einzieht. Sie werden auch wieder Hoffnung fasten, und das alles wegen der Mufike.“

Ich mußte ihm wirklich recht geben. Es war kein Gedanke daran, daß irgendwo ein Schuß fiel.

Trotzdem atmete ich erleichtert auf, als wir in die Wilhelmstraße einbogen, wo sich die Massen vor dem dort aufgebauten Drahthindernis stauten, vor dem sie zurückbleiben mußten.

Auch in der Reichskanzlei waren alle Fenster voll besetzt.

Wir zogen auf den Hof, und die Leute sammelten sich im Garten hinter dem Gebäude.

Noske kam sofort herunter und sagte mißbilligend zum Obersten: „Die Musik muß sofort verschwin-
den, hier ist ernster Kampf und keine Wachtparade wie früher."

Dann schwang er seinen breiten Schlapphut und begrüßte die angetretene Wache mit einem „Mahlzeit, Mahlzeit, Kameraden."

Die Leute grienten bei dem ungewöhnlichen Gruß, während ich Suppe kurzerhand: „Rührt euch!“ kommandieren ließ, um wenigstens das militärische Bild einigermaßen zu retten.

Noske sprach ein paar Worte zu den Leuten. Es käme jetzt alles darauf an, die jetzige Regierung zu halten, die fest entschlossen sei, sich zu verteidigen, koste es, was es wolle. Damit wies er zu den Fenstern des Reichskanzlerpalais hinauf, wo das breite Gesicht Eberts neben dem Bart Landsbergs zu sehen war.

Die Roten hätten zuerst zu den Waffen gegriffen, jetzt hieße es also, sich zu verteidigen. Es sei berechtigte Notwehr.

„Drum Kameraden, tun wir unsere Pflicht!“

Damit hatte der Volksbeauftragte - Oberbefehlshaber seine Ansprache beendet und ging, indem er seinen Schlapphut nochmals grüßend schwang.

Feldwebel Suppe begann die Wache einzuteilen.

Wir ließen Munition und Leuchtpistolen verteilen. Ich sah mir die Sandsackdeckungen an, die man vor dem Hause und im Hof aufgebaut hatte, und ließ sie
noch mit ein paar Schutzschildern verstärken. Das Wichtigste schien mir aber der Einbau der Maschinen- gewehre, von denen wir drei derart in die Dachluken des Leopold-Palais und der Reichskanzlei aufstellen ließen, daß sie den ganzen Platz bis zum Kaiserhof unter Kreuzfeuer nehmen konnten. Auch hier bauten wir unter den Dachziegeln Sandsackdeckungen auf, die mit unseren schweren Schutzschildern gepanzert waren. Hinter diesen Deckungen fühlten sich die Leute vollkommen sicher, während ihnen gleichzeitig nichts entgehen konnte, was auf dem Platze vorging, den sie über unsere Posten im Hof hinweg beherrschten.

Im Garten ließen wir das mitgebrachte Pioniermaterial abladen; insbesondere große Mengen von Stacheldraht, mit dem wir das Gebäude auch nach der Gartenseite zu vollkommen absperren konnten. Daneben legten wir den ganzen Vorrat von Munition, der für viele Tage reichen mußte.

In der Eingangshalle wurde der Proviantvorrat aufgestapelt, eiserne Portionen für eine Woche und Kommissbrote. Die dampfende Feldküche ließen wir im Hof auffahren. Die Verbandkästen lagen in einem Parterreraum bereit.

Die Herren der Reichskanzlei begrüßten mich herzlich, daß mir dies wirklich ein Lächeln abnötigte.
Man zog mich geheimnisvoll in eine Ecke: „Wer den die Leute auch wirklich schießen, wenn es losgehen sollte?“

„Wenn die Spartakisten angreifen — natürlich. Oder glauben Sie, daß die Leute Lust haben, sich abschlachten zu lassen?“

„Hier ist nämlich wirklich dicke Luft. Welche Erleichterung, daß Sie gekommen sind — großartig einfach, fabelhaft! Wenn Sie nicht gekommen wären, wären wir, glaube ich, heute abend wohl verduftet — und wer weiß, ob von den Ministern einer hier geblieben wäre!“

„Steht es denn so schlecht?“ fragte ich ehrlich erschrocken.


Jetzt müssen wir aber hier bleiben, wenn wir nicht alles aufgeben wollen. Das ist nun einmal der Sitz der Reichsregierung, und wenn wir den aufgeben, dann ist die Hauptstadt verloren. Wer die Haupt-
stadt in der Hand hat, der hat auch die Macht. Hat der Großstadtpöbel aber erst einmal die Macht an sich gerissen, dann wächst die Bewegung lawinenartig an und ist dann nur noch von einer ganzen Armee aufzuhalten.

Mit dem Liebknecht ist nicht zu spassen, der geht aufs Ganze, und die rustifchen Kommunisten lassen das Gold rollen."

"Aber haben die Volksbeauftragten nicht die Massen der Arbeiter hinter sich?"

"Die Massen? Das ist ein vager Begriff! Die Massen verschwinden, wenn geschossen wird. Massen mögen gut sein für die Wahlen und Straßendemonstrationen — aber hier fühle ich mich nur hinter Ihren Truppen sicher."

Feldwebel Penther erschien, um zu melden, daß die M.G.'s nun befehlsgemäß aufgebaut seien.

Ich stieg mit ihm wieder über eine Hintertreppe hinauf auf den Boden. Das Schußfeld war jetzt leicht zu überblicken. Auf einem Nebenflügel ließ ich noch ein paar Luken für Dachschützen herrichten.

Wir gingen wieder die Treppe hinab.

"Ich komme mir wie im Kriege vor", sagte ich, "wie wenn wir eine französische Stadt erobert hätten, und da draußen wäre der Marktplatz."

"Und doch sind wir im Hause Bismarcks", antwortete Penther, und etwas leiser fügte er hinzu:
,,Na, wenn der heute hier wäre, dann würde auch gleich die ganze Rasselbande hier mit 'rausfliegen!''

*


In der Kaserne begann der Oberst sofort die Wachen zu besichtigen, während ich am Fernsprecher die ersten Meldungen abwartete.

Noch schien alles verhältnismäßig ruhig.

In der Nacht waren nur die üblichen Feuerüberfälle vom Zeitungsviertel her gemeldet worden.

Um V26 Uhr kam dann die erste Nachricht aus der Reichskanzlei. Ein Parlamentär war an der Postenkette aufgetaucht, der die Truppe — wohlverstanden nicht die Führer — zur Übergabe aufforderte, weil „die Reichskanzlei umstellt“ sei.


,,Habt ihr denn schon Verluste?“
„Nein, noch nicht.“

„Na, wozu braucht ihr dann Verstärkungen? Dann ist doch alles noch in schönster Ordnung!“

Nach einiger Zeit rief ein Sekretär der Volksbeauftragten an. Die Spartakisten seien in der Siegesallee aufgezogen. Liebknecht habe vom Reichstagsgebäude aus eine Rede gehalten und darin erklärt, daß er die Regierung noch vor dem Abend hinwegfegen werde. Radek sei im Auto des Polizeipräsidenten langsam die Linden entlanggefahren und habe zum Volk gesprochen. Er habe die Leute auf der Straße aufgefordert, auszuharren, bis die russischen Truppen in Berlin seien.

In der nächsten Meldung hieß es, daß die Roten auch Artillerie aufgefahren hätten.

„Sind Sie denn schon beschossen worden?“

„Nein, aber man hat Geschütze auffahren sehen.“

„Es wird wohl nur eine Feldküche gewesen sein.“

Ich sprach mit dem Obersten über diese Meldungen.

„Wir können keine Verstärkungen hinschicken“, jagte der Oberst, „wir verplempern nur unsere Reserven.

Wenn es zum Äußersten kommen sollte, wenn die Roten also in die Reichskanzlei eindringen würden, dann müssen wir unsere Reserven nehmen, um die Reichskanzlei mit stürmender Hand zurückzuerobern.
und um unsere Leute herauszuhauen. Durch die Ministergärten kommen wir verhältnismäßig leicht heran, ich habe mir das schon angesehen.

Ich glaube aber nicht, daß es so weit kommen wird. Unsere Leute können sich wirklich leicht dort halten. Munition und Verpflegung ist ja reichlich vorhanden.

Die größte Gefahr liegt bei den Zivilisten, die dazwischen schwatzen und unsere Leute nur nervös machen."

In der nächsten Meldung hieß es, daß nun auch Waffen an Parteileute verteilt würden. Der Machtbereich erstrecke sich aber nur noch auf den Häuserblock der Reichskanzlei, das Leopold-Palais und auf das Gebiet zwischen Kaiserhof und Wilhelmstraße 77. Spartakus habe auch die Eisenbahn­direktion am Wilhelmsplatz besetzt, die nur zwei Häuser von der Reichskanzlei entfernt liege. Die Volks­beauftragten bäten dringend um Verstärkung, weil man sich sonst nicht halten könne.

„Sind denn seit heute früh noch Schüsse gefallen?“

„Nein, aber die Volksbeauftragten fürchten, daß wir überrannt würden, wenn keine Verstärkungen kommen."

„Wir müssen doch daran denken, daß Sie heute abend wieder abgelöst werden wollen, und das ist
unmöglich, wenn wir Ihnen jetzt die Ablöseungs-
mannschaften als Verstärkung senden.“

Damit mußte man sich in der Reichskanzlei ab-
finden.

Am Nachmittage kam es zu einem ernsten Versuch
der Roten, unsere Kaserne mit einem Handstreich
zu nehmen. Am Kasernentor hatte sich eine größere
Menschenmenge, darunter auch Frauen und Kinder,
angesammelt, die unsern Posten höhnische Worte und
Drohungen zurief.

Schließlich ließ der Wachthabende das Kasernen-
tor schließen. Dahinter stand das Geschütz, das der
Oberst hatte blind laden lassen.

Plötzlich drängten sich ein paar Matrosen an das
noch offene schmale Nebentor heran. Es gab ein
Handgemenge, Frauen kreischten, und Kinder schrien.

Der Wachthabende brüllte: „Tor zu!“, während
die übrige Wache hinausstürmte, um die Matrosen
festzunehmen.

In diesem Augenblick gab es draußen auf der
Straße neue Bewegung. Eine Abteilung Matrosen,
die im Hinterhalt gelegen hatte, kam im Laufschnitt
heran, während sich unsere Leute die Karabiner und
Gewehre herunterrissen und sich fertig machten zum
Feuern. Es war eine ernste Lage.
Da — im richtigen Augenblick — feuerte das Geschütz.

Ein Blitz, Feuerstrahl und donnernder Krach.

Als sich der Rauch verzog, sah man ein paar Gestalten auf dem Straßenpflaster liegen, während sich der übrige Haufe in wilder Flucht davonmachte, nicht ohne noch den einen und andern niederzutrampeln.

Die Kanoniere lachten laut aus — es war ja nur ein blinder Schuß gewesen.


Kaum war dieser Zwischenfall bei uns vorüber, als auch schon Alarmnachrichten aus der Reichskanzlei einließen. Es war jetzt stiller bei uns geworden, und dabei konnte man den Feuerlärm aus dem Regierungsviertel sogar bei uns schon hören.
Nun waren wir es, die ängstlich in der Reichskanzlei anriefen.

„Es ist jetzt niemand zu erreichen“, erklärte der Telephonist, während man das Krachen der Schüsse, den Gefechtslärm und die rollenden Salven der Maschinengewehre deutlich durch den Fernsprecher hörte. „Wir sind jetzt mitten im Gefecht. Die Roten haben schon zum zweitenmal zum Sturm angesetzt. Sie kamen über den Wilhelmsplatz, bis das Maschinengewehr aus der Dachluke den Platz reingeseght hat.“


Endlich kam wieder eine Meldung aus der Reichskanzlei.

Man hatte bereits den dritten Sturm abgeschlagen. Tote und Verwundete lagen auf dem Wilhelmsplatz, aber die Reichskanzlei war gehalten.

Die Meldung war kurz, aber sie bedeutete nicht mehr und nicht weniger, als daß der Hauptstoß der Liebknechtgarden im Kampf um die Macht in der Hauptstadt abgeschlagen war, und daß sich die Roten beim Ansturm der „zweiten Revolution“ vorerst einmal blutige Köpfe geholt hatten.
Bei Anbruch der Dunkelheit fuhren wir im Auto nach der Reichskanzlei, nachdem wir die ablösenden Mannschaften hatten abmarschieren lassen.

Wir mußten einen Umweg durch den Tiergarten machen, denn vor den Hauptzugängen der Kaserne fanden dauernd Feuerüberfälle statt.

Das Brandenburger Tor und die Linden waren auch unpassierbar, dort schoß es von allen Seiten.

Wir fuhren vom Tiergarten an die Ministergärten heran. Den Posten auf der Gartenseite hatte ich telephonisch instruieren lassen, damit wir nicht beschossen wurden.

In der Reichskanzlei war man in Siegerstimmung. Unsere Truppe hatte so gut wie keine Verluste. Über die Kämpfe war eigentlich nichts anderes zu melden, als daß die Roten eben vom Kaiserhof aus versucht hatten, die Reichskanzlei zu stürmen. Dann hatte das Maschinengewehrfire eingeführt und die Linien zurückgetrieben.

Beim zweiten Sturm hatten sich die Roten bis zum Untergrundbahnhof vorgearbeitet, aber über die letzten hundert Meter hatte keiner vorwärts kommen können. Unsere Leute waren ausgezeichnete Schützen.

Glücklicherweise hatten die Roten keine Artillerie, sonst wäre der Kampf nicht ohne Verluste abgegangen.
Aber es war ein aufregender und ernster Kampf gewesen.

20 Tote und 45 Verwundete hatte man vom Wilhelmsplatz hereingeholt. Die Verwundeten waren bereits abtransportiert, die Toten hatte man in einem Nebengebäude aufgebahrt.


Wie viele Tote und Verwundete dieser entscheidende Tag den Revolutionären sonst noch gekostet haben mag, ist nie bekannt geworden. Wir hatten ja nur einen Teil der Toten bergen können — diejenigen, die am tapfersten vorneweg gestürmt waren — die andern waren im Hintergrund von roten Sanitätären weggeschafft worden.
Von ihnen hat überhaupt nie jemand etwas gehört.

Die Opfer aller kommunistischen Revolutionen sind immer Namenlos gewesen und Namenlos geblieben.
IX.

Der Sturm auf den "Vorwärts"

Nach dem Sturm auf die Reichskanzlei folgte eine verhältnismäßig ruhige Nacht, in der nur Schießereien im Regierungs- und Zeitungsviertel gemeldet wurden, wo beide Parteien die Stellungen hielten. Da die großen Zeitungsdruckereien befehlt waren, konnten die Zeitungen nicht erscheinen, und deswegen erfuhren die Berliner nie etwas davon, was am 6. Januar am Wilhelmsplatz vor sich gegangen war. Auch der "Vorwärts" war immer noch besetzt, was einen gewaltigen Prestigeverlust für die gesamte Sozialdemokratie bedeutete.

Die sozialdemokratische Partei brachte an diesem Tage nur ein Flugblatt heraus, in dem es hieß:

Der Spartakusbund antwortete seinerseits eben-
falls mit einem Aufruf zum Generalstreik und gab
als Ziel der Demonstrationen die Siegesallee an.
Bei dem strahlenden Wintertag zogen auch wirk-
lich Demonstranten von beiden Parteien auf die
Straße, wo mit beginnender Helligkeit das Feuer
verstummt war, das meist von dem lichtscheuen Ge-
findel Eichhorns genährt wurde.
Die Massen waren in Bewegung; da sie aber
glücklicherweise selbst keine Waffen mit sich führten,
kam es zwischen ihnen zu keinen blutigen Kämpfen.
Die Blutlachen auf dem Asphalt vor der Reichs-
kanzlei waren noch kaum getrocknet, als Scheide-
mann und die andern Volksbeauftragten schon wie-
der aus den Fenstern der Reichskanzlei zu den in
der Wilhelmstraße versammelten Demonstranten
sprachen.
Auf den Wilhelmsplatz ließ man sie allerdings
nicht kommen, denn den hielten unsere Wachen ab-
gesperrt. Sie hatten dort Tafeln aufgestellt, auf de-
nen deutlich geschrieben stand: „Halt, wer weitergeht
wird erschossen!“
Wir hatten auch ein Panzerauto aufgetrieben; es
brang bis zum Zeitungsviertel vor, das von den Ro-
ten mit Barrikaden aus Papierrollen und Hausge-
rät in Verteidigungszustand gezetg worden war. Es
gab dort jedesmal eine neue Schießerei, wenn es
brummend durch die Straßen fuhr und die Barrikaden mit der Revolverkanone als Antwort auf die Schüsse belegte.

Das Polizeipräsidium war immer noch in Händen der bewaffneten Arbeiter, ebenso der Schlesische, der Anhalter und Potsdamer Bahnhof, sowie das Gebäude der Eisenbahndirektion. Auf der Stadt­bahn wurden natürlich keine Züge mehr durchge­lassen.


„Die Massen sind dem Appell ihrer Führer mit Ungestüm gefolgt, sie haben die Wiedereinsetzung Eichhorns aus eigener Kraft spontan durchgeführt, sie haben aus eigener Initiative spontan den „Vor­wärts“ besetzt, sich der bürgerlichen Redaktionen und des WTB. bemächtigt, sie haben sich, soweit es ging, bewaffnet. Sie warten auf weitere Weisungen und Handlungen der Führer.

Handeln! Handeln! Mutig, entschlossen, konsequent, das ist die verdammte Pflicht und Schuldig­
feit der revolutionären Obleute. Die Gegenrevolution entwaffnen, die Massen bewaffnen, die Machtpositionen beziehen! Rasch handeln! Die Revolution verpflichtet."

Liebknecht selbst schärfte seinen Leuten ein: „Bewaffnet euch und bleibt auf der Straße!“ Und dann handelten auch die Obleute.


 Unter den ersten, die kamen, waren auch die Offiziere unseres 4. Garderegiments, die inzwischen eingesesehen hatten, daß es ums Ganze ging.

aufgenommen worden. Die Kompanien warben auch selbst Freiwillige und wuchsen täglich mehr an.

Das nötige Kriegsmaterial besorgten wir mit einem Ausweis folgenden Inhalts:

Den 8. 1. 19

Inhaber dieses Ausweises ist beauftragt, die dem Artilleriedepot gehörigen Waffen abzuholen.

Stempel Der Oberbefehlshaber:
gez. Noske.


Es waren Tage, an denen man geradezu fühlte, wie das Volk aufstand und sich aufraffte, um das rote Joch abzuschütteln. Alle Hände halfen am Aufbau mit.


Wir erhalten im Straßenbild immer mehr das Übergewicht, und die republikanischen Schutzwehren bekommen auch immer mehr Mut. Die Roten haben bereits einige öffentliche Gebäude kampflos wieder geräumt.

Eine Vermittlungsaktion des Sozialdemokraten Dittmann kündigt auch politisch an, daß der radikale Revolutionsausschuß keine Schlagkraft mehr hat.

* 


Er ist jetzt wieder guten Mutes, beklagt sich nur über die Verhältnisse im Zeitungsviertel.

"Wir hatten da", sagte ich, "heute wieder ein paar Barrikadengefechte, und unsere zwei Panzerautos haben auch ein paar Gefangene gemacht."

"Ach, das Panzerauto, von dem alle sprechen, das gehört auch zu Ihnen? Die Roten glauben, daß wir mindestens ein Dutzend Panzerautos auf Berlin losgelassen haben. Wenn die wüßten, daß es nur zwei Wagen sind!

Am schlimmsten steht es um den ,Vorwärts'. Wir haben ein paar wilde Parteileute, die das Haus zurückerobern wollen, aber die schaffen es ja doch nicht. Können Sie nicht das Regiment einsetzen? Mit ein paar Kompanien würden Sie es sicher schaffen."
,,Wir allein sind noch zu schwach — wir müßten dann Ihre Wache in der Reichskanzlei aufgeben. Fragen Sie doch mal bei der OHL. in Kassel an, ob die keine Verstärkung schicken können, dann wollen wir es gerne machen."

,,Die sind ja immer noch nicht fertig mit ihrer Versammlung von Truppen in Dahlem!"


,,Ausgerechnet Potsdam — und Sturm des Ersten Garderegiments auf den sozialistischen Vorwärts."

,,Warum denn nicht? Wir kämpfen gegen die Roten und für Ruhe und Ordnung, wo und wie es auch immer sei — veranlassen Sie eben, daß die Volksbeauftragten die Garnison dort alarmieren."

,,Ich bin aber ganz allein hier als Wachthabender — es kann Stunden dauern, bis ich einen Minister erreiche."

,,Dann schicken Sie eben ein dringendes Staatstelegramm mit der Unterschrift 'Reichskanzlei', wenn Sie sicher sind, daß Sie im Einne der Volksbeauftragten handeln. Etwa so: 'Alle verfügbaren und zuverlässigen Truppen sofort alarmieren und baldmöglichst nach Berlin in Marsch gehen, Mel-
Dung bei Regiment 'Reinhard' — dann werden wir ja sehen, ob sie kommen."

„Mel-dung — bei — Re-gi-ment Reinhard“, wiederholte man mitschreibend. — „Schön — ist gemacht, dann werden wir also den 'Vorwärts' stürmen."

Damit hängten wir ab. Ich muß sagen, daß ich nicht so recht an den Erfolg des Alarmes glaubte, aber es war ja schließlich Revolution, und da konnte man sich eine Eigenmächtigkeit erlauben.


„Was ist denn das hier für eine Schweinerei!“ wetterte der Major los. „Hier wird man mitten in der Nacht alarmiert und in Marsch gesetzt, und wenn man dann hier ankommt, dann weiß kein Mensch etwas davon — verdamme Schweinerei."

Ich wußte ja nun ganz genau, wer den Alarm veranlaßt hatte, schwieg aber wohlweislich darüber. Recht wohl war mir bei der Sache auch nicht, denn es galt vor allem, Zeit zu gewinnen, um erst die ausdrückliche Erlaubnis der Reichsregierung zum Sturm zu erhalten. Ohne den Willen der Regierung
konnten wir ja eine derartige Aktion nicht ansehen.

„Was haben Herr Major denn mit?“

„Ich denke natürlich: hier brennt’s, und habe zusammengerafft, was ich in der Eile erreichen konnte: Erstes Garderegiment, Garde du corps, Garde-Jäger, Unteroffizierschule — na, also die brauchbaren Reste der Potsdamer Garde."

Das war für uns ein außerordentlich erwünschter Machtzuwachs. Ich meldete dem Obersten Reinhard deswegen so rasch wie möglich die Truppen, der sich dann auch mit Feuer und Flamme des Planes nahm.

Inzwischen trafen auch schon die Spitzen des Ersten Garderegimentes ein und mit den Offizieren der neue „Kommandant von Berlin“, der frühere Vorsitzende des Potsdamer Soldatenrates, Klawunde, den wir aber Gott sei Dank bald wieder los wurden: an großsprecherischen Soldatenräten, die das Geschäft nur aufhielten, hatten wir selbst keinen Mangel.

Das Regiment „Potsdam“ lagerte sich also in unserem Kasernengebiet, wo sich ein buntes Lagerleben der verschiedenen Truppenarten entwickelte.


Einer der anderen Kundschafter, ein Offizier und bekannter Herrenreiter, meinte: „Wissen Sie, das ist auch komisch, daß wir ausgerechnet den „Vorwärts‘ stürmen sollen, früher durften wir den Radaublätt-
chen nicht mal offen lesen —." Trotzdem war aber auch er wie alle anderen in lebhafter Kampfstim-
mung. Er ist nachher während des Sturmes am Ein-
gang zum „Borwärts“-Haus noch verwundet wor-
den, als er an der Spitze seines Stoßtrupps in das
Gebäude eindrang.

Erst gegen Abend wurden die Verhandlungen
zwischen der Reichskanzlei und der „Borwärts“-Be-
satzung abgebrochen, erst dann, als man endlich
merkte, daß die Besatzung nur Zeit zu weiteren Ver-
teidigungsmaßnahmen gewinnen wollte. Dann erst
gab man Noske freie Hand, der wie gewöhnlich die
ganze Verantwortung auf den Obersten Reinhard
übertrug.

Das Regiment „Potsdam“ erhielt gleichzeitig den
Befehl zum Sturm auf den „Borwärts“. Major von
Stephani arbeitete den Angriffsbefehl nach seiner
eigenen Kenntnis der Lage aus. Er leitete auch das
ganze Unternehmen. Unterschrieben war der Befehl
vom Regimentsadjutanten: F.d.R. „Albrecht Hohen-
zollern“.

Aus dem Befehl geht hervor, daß an dem Sturm
auf den „Borwärts“ am 11. Januar um 8.15 vor-
imittags alles in allem nicht mehr als 200 Infante-
risten, drei Geschütze, einige Maschinengewehre und
zwei Flammenwerfer beteiligt waren. Mit 200
Mann: so hatte man im Felde mit den Kräften zu
sparen gelernt, und so sicher war man des Erfolges.


Nach dem ersten Feuerüberfall kam eine Pause von zwei Minuten zur Irreführung der Besatzung, dann nochmals eine Beschießung von drei Minuten.

Um 8.15 brechen zwei Stoßtrupps gleichzeitig von der Jakobstraße auf genau vorgeschriebenem Weg


Trotzdem war es aber nur auf unserer Seite ein ehrlicher Kampf wie im offenen Felde, auf der anderen Seite war es ein heimtückischer Franktireurkampf. Unsere Truppen in Uniform und weißer Binde waren weithin kenntlich, die Roten aber waren bewaffnete Zivilisten, die nur ihre Waffen wegzuworfen brauchten, um jammernd die Hände hochzuhalten und als Unschuldige um Schonung zu bitten. Ständig waren unsere Leute in Gefahr, irgendwo in einen Hinterhalt zu geraten. Wenn sich die Absperrungsposten dem „Vorwärts“ näherten, mußten sie
befürchten, plötzlich vom Rücken, aus irgendeinem Zeitungsgebäude heraus, mit einem Feuerüberfall einer roten Zivilbesatzung überschüttet zu werden. Deswegen kämpften die Truppen mit furchtbarer Erbitterung. Sie ließen einen Verdächtigen einmal vielleicht laufen, aber kein zweites Mal.


Der Eindruck der Beschießung war auch auf die Besatzung gewaltig. Sie zog sich in das Innere des Gebäudes und auf den Hof zurück.

Beim zweiten Feuerüberfall, nachdem sie sich wieder etwas weiter vorgewagt hatte, erlitt sie die schwersten Verluste, und als die Stoßtrupps endlich durch das Gebäude stürmten, gab es nur einen kurzen Kampf, bis die gesamte Besatzung überwunden war. Das Regiment „Potsdam“ hatte 3 Tote und 10 Verwundete, die rote Besatzung 10 Tote
und 30 Verwundete. Etwa 300 Mann wurden zu Gefangenen gemacht.


Ein Teil der Gefangenen kam auch zu uns in die
Moabiter Kaserne, von wo aus wir sie in das benachbarte Moabiter Zellengefängnis brachten.

Wenn derartige Züge von gefangenen Zivilisten ankamen, dann hatten unsere Leute alle Mühe, die herbeieilenden Bürger von grausamen Mißhandlungen der Wehrlosen zurückzuhalten. Überall war die Saat des Hasses und der Erbitterung, welche die roten Führer ausgestreut hatten, aufgegangen. Die Bürger hätten die gefangenen Rotgardisten am liebsten wie tolle Hunde totgeschlagen.


Die erschrockenen Anwohner begrüßten unsere Leute mit tiefer Dankbarkeit als Befreier und wagten sich mit ihnen wieder zum ersten Male nach langen, bangen Tagen in die Vorderzimmer, wo sie voller Grauen die Einschußöffnungen an den zer¬splitterten Fenstern betrachteten und den Spuren der Schüsse an den Wänden nachgingen.

Gegen Mittag wurde dem Stab gemeldet, daß das Zeitungsviertel wieder frei sei, und daß sich Liebknecht mit seinen Getreuen in die Bötzowbrauerei im Norden von Berlin zurückgezogen habe.


Unter Ausnutzung dieses Verrates hätte man nun mit der Besetzung über den Abzug verhandeln müssen. Dazu kam es aber leider nicht. Ein Teil der Sicherheitswehr Eichhorns war bereits zu den
Regierungsführern übergegangen und wollte nun ihr Mütchen an den bisherigen Führern kühlen, insbesondere an dem Kommunisten Braun, der die Verteidigung des Gebäudes übernommen hatte. Unter keinen Umständen wollten sie ihm freien Abzug gewähren.

Bei Einbruch der Dunkelheit begannen auch die Schießereien wieder. Es kam noch einmal zu einem regelrechten Feuerkampf, weil die Besatzung die Gewehrsalven kräftig erwiderte. Nun war schon gar nicht mehr an Verhandlungen zu denken. Wir rafften auch noch rasch zusammen, was wir an Kräften erübrigen konnten, und schickten sie als Verstärkung nach dem Alexanderplatz.


*
In der Reichstanzlei begann man wieder befreit aufzuatmen. Nun waren die Aufständischen vollkommen zurückgeschlagen und die wichtigsten Gebäude wieder in unserer Hand.

Am 12. Januar, während die Kämpfe also noch rund um das Polizeipräsidium vor sich gingen, wurde ich zum Generalkommando Lüttwitz zum Befehlsempfang befohlen.

Es war dies das erstemal, daß wir wieder unmittelbar mit einer übergeordneten Dienststelle zu tun hatten. Bisher hatte man uns in Berlin alleinlassen, während die andern militärisch geführten Freiwilligenformationen vor Berlin versammelt wurden.

Wir hatten uns die Gesetze des Handelns selbst vorgeschrieben.

Der Oberbefehlshaber Noske hatte uns machen lassen, dankbar, daß im entscheidenden Augenblick, bevor die versammelten Truppenstärken in Berlin einmarschierten, überhaupt jemand da war, der wagte, Widerstand zu leisten, dankbar, daß im Regierungsviertel wieder Sicherheit und Ordnung herrschte.

Er hatte uns natürlich hin und wieder Anweisungen gegeben und uns alle Nachrichten zukommen lassen, über die er selbst verfügte. Aber er hatte uns gegenüber wirklich keinen Kommandoton angeschlagen.
Seine persönlichen Anweisungen an die Kommandeure waren zum Beispiel manchmal „Hochachtungsvoll G. Noske“ unterzeichnet.


Es regnete infolgedessen die ersten Haftbefehle gegen Aufständische. Unsere Gefangenen im Zellengefangnis, die auf über 1000 angewachsen waren, harrten der gerichtlichen Aburteilung. Wir hatten aus eigener Initiative System in die Bekämpfung der roten Flut gebracht, während das Generalkommando Lüttwitz immer noch im Luisenstift in Dahlem lag.

Wenn man mitten aus den Kämpfen in Berlin zum Generalkommando Lüttwitz in Dahlem kam, empfand man den Unterschied zwischen der Stimmung dort draußen und bei unserer Truppen ganz besonders stark.

Schon auf der Fahrt kam man durch den Westen Berlins, wo es die ganze Zeit hindurch verhältnismäßig ruhig gewesen war, wo die Stadtbahnzüge allerdings noch nicht fuhren, auch die Straßenbahnen nicht im Gange waren, aber die Menschenmenge verhältnismäßig ungestört zu Fuß auf den Straßen ging. Wohl sah man Ansammlungen, aber nur rund um einen Verkäufer von Extrapapieren oder von Flugblättern, die man ihm, hungrig
nach Nachrichten, aus der Hand riß. Man wußte hier nur gerüchtweise, und dann auch nur wenig von den Kämpfen im Zentrum, und man sah meinem Auto mit dem schwerbewaffneten Begleitmann in der weißen Armbinde neugierig und erstaunt nach.

Dann begegnete man den ersten Lüttwitztruppen, militärisch disziplinierten Fronttruppen unter der Führung von Offizieren — keiner bunt zusammengewürfelten Landsknechtschar wie bei uns.


Ich erklärte es damit, daß das Regierungsviertel
vollkommen ruhig, der „Vorwärts“ und das ganze Zeitungsviertel bereits wieder fest in unserer Hand seien. Auch das Polizeipräsidium sei wieder gesäubert, und die Auseinandersetzungen leisteten nur noch im Osten der Stadt Widerstand, während sich die Führer aus Angst vor Verhaftung verborgen hielten.

Tatsächlich war Berlin zum größten Teile wieder frei. Mit diesem großen Plan war man in doppelter Hinsicht etwas spät gekommen, militärisch hatten die in Berlin zurückgelassenen Kräfte bereits ihre Schuldigkeit getan, aber auch politisch war die Entscheidung schon vor acht Tagen gefallen. Hätte man jetzt erst mit einer Aktion beginnen müssen, dann wäre die Reichsregierung schon längst hinweggefegt gewesen, und die „Wiedereroberung von Berlin“ wäre ein blutiges Unternehmen mit furchtbarem Straßenkampf geworden.

Aus dem „siegreichen Einmarsch Noskes“ mußte damit ein militärischer Demonstrationszug werden, der — das muß dabei hervorgehoben werden — seine Wirkung auf das Publikum natürlich nicht verfehlte. Gleichzeitig wurde auch die von uns herbeigeführte Entscheidung endgültig gesichert und die gesamte Zivilbevölkerung entwaffnet; das war um so wichtiger, als damals jeder sein Schießeisen aus dem Felde mitgebracht hatte und es auch aus dem Schrank hervorholte, wenn es irgendwo in der Nach-


Der Oberst hatte damals den Führer der Matrosen aufgesucht, weil er die Lage klären wollte. Die Matrosen wollten ja „neutral“ bleiben, das heißt, sie wollten ganz naiv abwarten, wer Sieger bleibe, und wollten sich ihm dann anschließen. Die Lage hielt der Oberst mit Recht für unhaltbar.

Energisch und furchtlos wie immer, begab er sich zu dem Führer, aber ohne irgend jemand etwas davon zu sagen.

Unglücklicherweise hatten nun aber ein paar von Suppes Leuten beobachtet, wie er in Begleitung von zwei Matrosen das Gebäude betrat. Sie konnten sich den Vorfall nicht anders erklären, als daß der Oberst von den Matrosen gefangengenommen worden sei. Sie schlugen Alarm und eröffneten auch gleichzeitig schon das Feuer auf das Gebäude und die Matrosen — die zuerst das Feuer gar nicht erwiderten.


„Kessel, sind denn alle verrückt geworden? Ich sitze hier bei den Matrosen, und plötzlich schießen mir die eigenen Leute zwischen die Beine! Sofort das Feuer einstellen lassen!“

Ich war aber auch nicht gleich im Bilde: „Bei den
Matrosen?" fragte ich, während draußen noch die Schüsse wie Peitschenhiebe durch die Straßen hallten. „Bei den Matrosen, was ist denn passiert?“ „Ich verhandle doch hier“, rief der Oberst ungeduldig in den Apparat. „Menschenkind, hier spli tern ja schon alle Fenster! Wollen Sie denn nicht endlich das Feuer einstellen lassen?“ Nun hatte ich endlich begriffen, was los war und gab in aller Hast die nötigen Befehle, so daß das Feuer auch nach kurzer Zeit abschaltete und dann ganz aufhörte.

Der Oberst kam dann später lachend und ver gnügt zurück. Gott sei Dank war nichts passiert. „Unsere Leute passen aber doch gut auf“, meinte er aufgeräumt, „und wollen ihren alten Oberst nicht abführen lassen.“ Dann erzählte er, daß er mit den Matrosen ein Abkommen darüber getroffen habe, daß man sich gegenseitig in Ruhe lassen solle. Das war in unserer Lage, da wir Kräfte zu sparen hatten, das Beste, was wir tun konnten.

Das Abkommen ist denn auch von dieser Matrosenabteilung in jeder Beziehung gehalten worden. Diese Abteilung war jedenfalls besser als ihr Ruf. Als sie beim „Einmarsch Noskes“ entwaffnet werden sollte, bekam die Marinebrigade den Auf trag, einige Minenwerfer um das Gebäude aufzu-

Durch einen Zufall begegnete ich den Wachmannschaften der Marinebrigade, welche ihn zum Gefängnis bringen wollten. Sie waren sehr verbittert über die Volksmarinedivision, welche die ganze Flotte in einen schlechten Ruf gebracht hatte. „So halten Sie Ihr Versprechen“, rief mir der Matrose bitter ins Gesicht, als er vorüberkam.

Ich hielt die Leute an und ließ mir erklären, was los war. „Das hier ist aber unser Gebiet und unsere Sache“, erklärte ich dann kurzerhand den Wachmannschaften, die aber knurrten und den Fang nicht herausgeben wollten. Ich mußte recht energisch werden, um den Mann frei zu bekommen, den ich dann mit auf mein Geschäftszimmer nahm. Bei einer Zigarre beruhigte er sich wieder. Als ich ihm das Versprechen abgenommen hatte, daß er sich in Berlin nicht wieder in die Kämpfe einmischen werde, habe ich ihm dann auch noch die Heimreise an die Wasserkante ermöglicht.

Das war eine militärische Eigenmächtigkeit, gewiß — aber es ist mir auch heute noch recht wohl

* 


Wenn wir uns überhaupt politisch betätigen wollten, dann mußten wir diejenigen Politiker der Rechten unterstützen, die uns vor dem Chaos beschützen und überhaupt noch in der Lage waren, dem Gegner gegenüberzutreten. Wir mußten alles daran setzen, um ihnen den Rücken zum Widerstand zu stärken. Denn es gab noch keine umfassende Rechtspartei —
sogar die Deutschnationale Partei hatte sich eben erst neu gegliedert.

Es fehlte uns damals der wahre große Führer, der den Widerstand gegen den Friedensvertrag hätte organisieren können, der ja noch nicht unterzeichnet war.

Das Generalkommando versuchte aber wenigstens doch, mit den zur Verfügung stehenden Mitteln auf die Massen einzuwirken: gleich nach dem Einzug der Nosketruppen, die bis zum 15. ganz Berlin gesäubert hatten, setzte eine kräftige Gegenpropaganda ein.


Gierig griffen die Bürger nach dem bedruckten Papier, denn sie schwebten ja noch vollkommen im Dunkel über die wahren Vorgänge, weil die Zei- tungen zuerst gar nicht und dann nur unregelmäßig erschienen waren.

Immer neue Aufrufe wurden unter das Volk geworfen, die Erregung wuchs, bis auch die Bürger von einem wahren Blutrausch erfaßt wurden. Propagandabureaus zur Abwehr des Bolschewismus führten den Bürgern das russische Schreckenregiment vor Augen und malten den schamlosen Miß-
brauch des weiblichen Geschlechtes bei den Bolschewiken an die Wand, so daß die Bürger Rot vor Augen zu sehen begannen. Sie sahen sich bereits mit dem Gewehr in der Hand an der Wohnungs­tür stehen und Frau und Kind verteidigen, die jämmernd im Hintergrund standen.


Wie ein Nachwehen des Krieges ging es über Deutschland.

Eben verheilte Wunden brachen wieder auf.


Die Phantasie wurde gereizt vom dunklen Schweigen der nächtlichen Straßen der Großstadt mit ihren erloschenen Laternen und dem Aufblitzen der ausgebauten Scheinwerfer. In dem krankhaften Reizzustand erfüllte man das unheimliche Schweigen in der Nacht mit neuen Greueltaten, während die
Gefahr für die Reichshauptstadt schon längst vorüber war.

In den anderen Städten des Reiches aber schlich sich die Bestie der Revolution immer noch durch die Straßen und färbte das Pflaster hinter sich rot von Blut.


Räteherrschaft im Reich mit Bluttaten, mit Mord und Totschlag!

In ihrer Angst riefen die Bürger den Truppen zu: „Schlagt zu, schlagt die roten Führer in Berlin tot! Auf sie! Laßt keinen entkommen! Nieder mit Liebknecht und der Rosa Luxemburg! Handgranaten heraus!“

Wieder rasten Lastautos durch die Straßen der Großstadt, aber diesmal flatterten keine roten Fahnen auf den Kühlern. Diesmal waren sie von Regierungstruppen besetzt, zusammen mit den Bürgern der Stadt, die wie eine wilde Meute auf der Jagd nach den roten Führern waren.
Die Bürger wollten Blut sehen. Alles deutete auf eine gewaltsame Erhebung hin — und es gab auch ein blutiges Ende.

Die Bürgerwehr in Wilmersdorf spürte schließlich das Wild auf, das sich verkrochen hatte.


Als Liebknecht die Rächer schon kommen fühlte, die ihn greifen sollten, schrieb er noch jene Worte in fliegender Hast nieder, die wie das Erbe eines sterbenden Märtyrers von Mund zu Mund gingen:

„Die Besiegten der blutigen Januarwoche haben ruhmvoll bestanden — sie haben heiliges Blut vergossen — und aus jedem Tropfen dieses Blutes, dieser Drachensaat für die Sieger von heute, werden den Gefallenen Rächer entstehen.

Unter dem Dröhnen des herangrollenden wirtschaftlichen Zusammenbruches werden die noch schlafenden Scharen der Proletarier erwachen wie von den Posaunen des Jüngsten Gerichtes, und die Leichen der hingemordeten Kämpfer werden auf-

Denn Spartakus, das heißt Feuer und Geist — das heißt Wille und Tat der Revolution des Proletariates — der Weltrevolution.

Das waren Worte, die mit der Glut eines Glaubensbekenntnisses niedergeschrieben waren; gewiß, es waren ja nur Worte, aber sie geben genau den Fanatismus, den krankhaften Reizzustand wieder, der damals nicht nur das Lager der Aufständischen, sondern im übrigen auch die Reihen der bürgerlichen Organisationen als eine Folge der Kriegspsychose und der Hungerjahre des Krieges beherrschte und in seiner Erbitterung an mittelalterliche Glaubenskriege erinnerte.

* 

Erst als die Schüsse, welche Liebknecht und die Rosa Luxemburg fällten, verhallt waren, endete der Blutrausch.

Jetzt kam die Ernüchterung.

Stille trat ein.

Friedhofsstille nach niedergeschlagenem Aufstand. Die Zeitungen erschienen wieder, und darin lasen die Bürger die unerbittliche Wirklichkeit von den Taten, die sie eben noch so laut gefordert hatten.
Erschrocken legten sie die Blätter aus der Hand und wandten sich wieder ihren Geschäften zu, während die aufhetzenden Flugblätter in den Rinnstein gekehrt wurden.

Die Stimmung im Volke war über Nacht umgeschlagen, und die Regierung gab dieser Regung sofort nach. Sie milderte eiligst den Schießerlaß und die Ausnahmeverordnungen ab. Sie stand nicht zu ihren eigenen Anordnungen aus Angst vor der Kritik der eigenen Partei. Die Gefahr war vorüber, und die sozialdemokratischen Führer, die vor wenigen Tagen der Gewalt hatten weichen und den „Vorwärts“ hatten räumen müssen, meldeten ihre Bedenken an. Die Offiziere, welche man eben noch ausgeschickt hatte, um Ruhe und Ordnung mit der Waffe in der Hand herzustellen, wurden erst verstohlen, bald aber öffentlich als „Mörder“ gebrandmarkt. Die Regierung hatte, was bei einem derart blutigen Aufstand selbstverständlich war, befohlen, daß die kommunistischen Brandstifter niedergeschossen werden sollten; als die Schüsse aber wirklich gefallen waren, da hatten die „Mörder“ und „Bluthunde“ der Garde-Kavallerie-Schützen-Division geschossen.

Obgleich das Freiwilligen-Regiment Reinhard nicht von den Vorfällen betroffen war, so fühlten wir doch aus vollem Herzen die Erbitterung über
Diese Un dankbarkeit und Feigheit heraus. Diese Offiziere und Soldaten hatten, ebenso freiwillig wie wir, ihre Schuldigkeit getan und zweifellos ganz selbstlos aus patriotischen Motiven gehandelt.

Wir sahen mit Verachtung, wie die Regierung die Offiziere im Stiche ließ. Die blutige Niederschlagung des Kommunistenaufstandes war ja nicht nur von der Regierung, sondern auch von den Bürgern gefordert und gebilligt worden, weil sie ein Akt der Notwehr war.

Wir sahen im Stabe Reinhard mit Beklemmung auf die kommende Entwicklung. Wir fragten uns, wer dann noch mit Leib und Leben für diese Regierung kämpfen wollte, und damit waren die ersten Regungen der Auflehnung gegen das Sozialistenregiment für uns gegeben.

Noch war es vorerst die beklemmende Sorge für die zukünftige Entwicklung, die uns bedrückte, noch waren wir durchaus gewillt, loyal für diese Regierung zu wirken, aber die starken Zweifel waren doch nicht mehr zu unterdrücken.

Kennzeichnend für das damalige Verhalten der Regierung und der hinter ihr stehenden Parteileute ist der Hilferuf, den sie damals in ihrer höchsten Not an den Führer Franz Seldte des „Stahlhelmes“, Bund der Frontsoldaten, in Magdeburg, richtete.
Der „Stahlhelm“, der sich gleich in den ersten Revolutionstagen in Magdeburg unter der Führung Seldtes aus ganz kleinen Anfängen entwickelt hatte, war dort mitten im Novemberchaos bereits ein fester Stützpunkt geworden, obgleich natürlich auch er noch nicht mehr als nur einige hundert Mann zählte.

Die Volksbeauftragten schätzten ihn aber doch bereits als einen Machtfaktor ein und hatten einen Sonderboten zu Seldte gesandt, als ihre Macht im bolschewistischen Ansturm zu versinken drohte. Der Abgesandte erschien in Magdeburg, als die Macht der Volksbeauftragten nicht mehr über die Ministergärten hinausreichte und wir uns zur Verteidigung der Reichskanzlei versammelten. Er schilderte in beweglichen Klagen die Not der Regierung und bat um 150 Mann zur Rettung aus höchster Not.


Wenn Seldte mit 150 Mann nach Berlin zog, dann hieß das die Zitadelle von ihrem Schutz entblößen, und das war eine außerordentlich große Gefahr für die Stadt Magdeburg. Trotzdem wäre
aber auch der Stahlhelmführer vielleicht bereit gewesen, zum Wohle des Ganzen das Opfer zu bringen, wenn der Abgesandte der Regierung nicht auch noch eine schriftliche Erklärung höchst seltsamer Art verlangt hätte. Er forderte nämlich nicht nur, daß man sich schriftlich verpflichtete, die Spartakisten abzuwehren, sondern auch, daß man dann nach siegreichem Kampfe nichts gegen die Regierung selbst unternehmen solle. Man setzte also von vornherein, obgleich es hier um das Wohl des Ganzen ging, ein illoyales Verhalten der „Stahlhelmer“ voraus, und das machte einen derart befremdenden Eindruck auf Seldte, daß er in Magdeburg blieb, wo es ihm ja auch gelang, die kommunistische Gefahr abzuwenden.

Dieser Zwischenfall zeigt deutlich, wie damals besonders bei den untergeordneten Stellen der Sozialdemokratie die Absicht bestand, die Frontsoldaten für die eigenen Zwecke auszunutzen, das Opfer des Lebens entgegenzunehmen, gleichzeitig aber bereits die nötigen Schritte einzuleiten, um sie nach getaner Arbeit wieder abschütteln zu können. Zum Schießen und zum Sterben waren die Frontsoldaten gut genug, das politische Geschäft machte man alleine.

Obgleich wir damals in Berlin nichts von diesem Hilferuf und noch weniger von der befremdenden Erklärung wußten, so konnten wir doch auch nach
dem Siege über die Spartakisten in Berlin ein Gefühl der Beklemmung nicht los werden.

Die Regierung hatte inzwischen über Nacht neue Plakate drucken und anschlagen lassen. Diesmal forderte man aber nicht zu Gewalttaten auf, sondern man ermahnte alle Bürger zur Ruhe, und man rief sie zur Wahlurne.

Man war auf dem Wege zur Nationalversammlung; aber auch dieser Schritt zur gesetzlichen Neuordnung konnte in Berlin nur unter dem Schutze unserer Maschinengewehre vor sich gehen.
Die rote Schreckensherrschaft ist abgewehrt

Die Wahlen zur Nationalversammlung brachten eine parlamentarische Mehrheit, welche den bisherigen politischen Kurs bestätigte. Die Regierung blieb also in Deutschland an der Macht, und wir, die wir den Staat zu schützen mit übernommen hatten, wir hatten uns danach zu richten.

Man war einen Schritt auf dem Wege zur gesetzlichen Ordnung weitergekommen, man hatte das Schlimmste überstanden, man hatte einen bewaffneten Aufstand niedergeschlagen — aber der Brand war noch nicht gelöscht. Das Feuer des Bürgerkrieges glimmte noch weiter unter der Asche und konnte bei der geringsten Veranlassung wieder aufflammen.

Der schwelende Brand wurde von den russischen Kommunisten weitergeschürt. Der russische Rubel rollte, Joffe war immer noch Botschafter in Berlin, wo er nach unserer Meinung unter dem Schutze der Exterritorialität mit seinem ganzen Stabe ungestört die nächste Aktion vorbereiten konnte.

198
Die Agitation lag in der Hand von Radek, dem großen Meister der russischen Weltrevolutionspropaganda.


Mit stürmischer Beredsamkeit eilte er von einem Betrieb zum andern, hetzte die Führer von neuem hinein in die Agitation. Überall goß er Öl ins Feuer, fachte die Flammen des Fanatismus von neuem an. Im grauen Dunkel der Elendsquartiere der Großstadt erweckte er den Gedanken der Weltrevolution von neuem zum Leben.

Was machte es ihm, dem Russen, aus, über Leichen deutscher Bürger und Proletarier zu gehen? Was fragte er danach, wenn gutes deutsches Blut im Bruderkrieg floß? Ihm kam es darauf an, die Massen aufzurufen, den Weg zu bereiten für den Siegeszug aus dem fernen Osten, die Weltrevolution vorzubereiten. Wie ein hungriger russischer Wolf jagte er durch die Straßen der Großstadt, warf seine
Worte und Schriften unter das Volk, das in seinem kriegswunden Gemüt bereit war, diese Gedanken in sich aufzunehmen, die doch nur ein phantastisches Gebilde waren, ein Phantom, eine grausige Nachgeburt aus dem blutigen Leibe der Weltkriegsfurie.


für drei Tage versehen. Die Truppe schwer bewaffnet.

Infolgedessen war das Stadtinnere während der Beerdigung vollständig abgeschlossen. Die Demonstration fand statt, aber sie konnte nicht agitatorisch ausgenutzt werden. Dank der strengen Überwachung kam es trotz der fanatischen Aufhetzung der Massen zu keinerlei ernsthaften Zwischenfällen.

* 


Mit dem Übergang zur Brigade und mit der Einstellung von vielen älteren Offizieren wurde auch der Stab verändert. Der gute preußische Grundsatz vom Dienstalter brachte einen älteren Generalstabshauptmann an meine Stelle. Die Brigade wurde wie in Friedenszeiten der Division unterstellt. Die Frei-
willigenbewegung verlor ihre Selbständigkeit, und das Freiwilligen-Regiment Reinhard wurde wieder ein militärisch eingegliederter preußischer Truppenteil.

Wir Offiziere hatten bisher aus freiem Entschluß unsere Kraft zur Verfügung gestellt. In dem Verpflichtungsschein hatten wir nur erklärt: „Ich verpflichte mich freiwillig, zu den mir bekanntgegebenen Bedingungen in das Freiwilligen-Regiment Reinhard einzutreten.“ Mehr hatte man nicht verlangt! Dienst am Staat, aber kein Bekenntnis zu irgend einer Partei!


Es begannen nun aber auch schon die ersten Konflikte zwischen den Offizieren und den sozialdemokratischen Parteorganen.


Die „Freiheit“ brachte darüber einen Artikel unter der Überschrift „Das Diner der Königstreuen“, der den Satz enthielt: „Gibt es eine köstlichere Satire auf den Charakter der Regierung, als daß der Oberst Reinhard, der herbeigerufen wurde, um die Republik und die sozialistischen Volksbeauftragten gegen die Berliner Arbeiter zu schützen, an monarchischen Kundgebungen teilnimmt?“

Der Oberst wurde zum Bericht an Noske aufgefordert, den er abrieferte, ohne etwas an den Tat-
sachen zu beschönigen. Es geschah dann auch weiter nichts, aber es blieb doch die Tatsache zurück, daß die Gefühle auf beiden Seiten verletzt waren. Es war deutlich, daß alles eben weiterging, solange die Offiziere ihre nationalen Gefühle nicht zeigten; sobald sie sich aber etwas in dieser Hinsicht „zuschulden“ kommen ließen, war die Regierung nicht in der Lage, sie zu halten. Der an sich belanglose Zwischenfall war eine ernste Warnung.

* 

Eine andere Versammlung, die noch dazu täglich stattfand, ist allerdings nie in die Zeitung gekommen, obgleich sie wesentlich wichtiger war als das eben genannte „Diner der Königstreuen“. 

In einem Hinterzimmer bei Hiller Unter den Linden versammelte sich nämlich jeden Tag um die Mittagszeit der „Stammtisch zum Grabe der Tugend“, ein Stammtisch, der unter dem Vorsitz des Konsuls Marx außer bekannten rheinischen Großindustriellen eine ganze Reihe von maßgebenden Leuten aus den preußischen und Reichsministrien sowie aus den Stäben der Freiwilligenformationen vereinte. Hier saß der Legationsrat aus dem Auswärtigen Amt neben dem Generalstabsoffizier, hier bekam man persönliche Informationen über alles, was geplant wurde. Hier traf man auch den Generalstabschef von Stockhausen, den späteren

Dann suchten wir ihn am Kurfürstendamm, und dort befanden ihn denn auch endlich die Mitglieder einer Soldatenwehr zu fassen, bei denen ihn der Oberst Reinhard abholen ließ. Er hatte in einer eleganten Wohnung gewohnt, wo er sich als Bolschewik sicher fühlte. Im eleganten Gehpelz wurde er plötzlich in einem Lastauto bei uns vorgefahren und von der schwer bewaffneten Streife abgeliefert. Wir hatten neue Begleitmannschaften zu stellen, und so kam es, daß er in den Diensträumen des Stabes, die seit einiger Zeit im Kriminalgericht eingerichtet worden waren, warten mußte.

Verängstigt saß er in einer Ecke und funkelte mich mit einem bösen Blick durch seine Brillengläser an, als ich zu ihm herantrat.

„Das ist jetzt also das Ende!“ sagte ich zu ihm. „Erinnern Sie sich noch, wie Sie von Moskau aus mit Joffe in Minsk sprachen und mit deutschem Rheinwein auf den Beginn der deutschen Revolution tranken?“

„Ich protestiere gegen die Festnahme und diese Behandlung!“ „Es ist Ihnen nicht so recht wohl in der Gewalt von ein paar preußischen Offizieren? Sie fürchten das Ende, das man in Moskau den russischen Offizieren bereitete — einen langen, dunklen Gang zum Revolutionstribunal, ein wenig glitschig vom Blut der Erschossenen, und ein paar Revolverschüsse!“
„Ich bin Russe und Ausländer, und Sie haben nicht das Recht, mich zu verhaften!“

„Sie aber haben das Recht, unser Volk aufzuwiegeln und gegen die Maschinengewehre zu hetzen!“

„Wir kämpfen für die Weltrevolution — wir wollen das Volk vor der Versklavung durch den Kapitalismus bewahren!

Wir haben unserem Volk den Frieden ohne Versklavung an das Ausland gebracht — Deutschland aber wird auf Generationen hinaus der Lohnsklave des Auslandes sein!

Deutschland wird erst wieder frei sein, wenn die roten Fahnen am Rhein wehen, wenn die deutschen Arbeiter an der Macht sind und ihr eigenes Haus verteidigen."

Die neue Begleitmannschaft unterbrach das Gespräch.

„Vorwärts, los!“ herrschte ihn der Sergeant mit vorgehaltener Pistole an.

Radek sah mich fragend an: „Wollen Sie mich wirklich dieser wilden Soldateska ausliefern?“

„Die Leute tun nur ihre Pflicht“, antwortete ich, während ich mir im stillen sagte, daß die grausame Lehre nur nützlich für Radek sein könnte. Er sollte und mußte einsehen, daß Deutschland kein Versuchs-feld für seine kommunistischen Theorien werden konnte. Das war die beste und wirkungsvollste Ant-
wort auf seine Fragen und seine verführerischen Perspektiven, die ja doch nur darauf ausgingen, den deutschen Arbeiter der Gewalt Moskaus auszuliefern.

Man setzte Radek wieder auf ein Lastauto, das ihn zum Zellengefängnis führte. Er verhielt sich dabei still und war gefügig, weswegen ihm auch kein Haar gekrümmt wurde.


Der Poststempel zeigt das Datum vom 14. 2. 19 in Berlin O.

„ObermenschenSchinder v. Kessel!
Sie Freund der Menschheit!
In 3 × 24 Stunden werden Sie unter meiner Hand fallen, wenn Sie nicht sofort von Ihrem Posten

Ein Mitglied des Geheimbundes.

Ich nahm den Brief mit zur Tafelrunde „Zum Grabe der Tugend“, wo man den Obersten nach dem Gefängnis von Radek ausfragte. Man ließ ihm so lange keine Ruhe, bis er schließlich damit einverstanden erklärte, den Herren das Gefängnis zu zeigen.

Man machte sich dann auch wirklich in ein paar Autos auf und fuhr zum Zellengefängnis.

Ein Inspektor öffnete das Gefängnisportal, während er, bezeichnend genug, ganz sachlich fragte, als er die Herren in Zivil sah: „Soll eine Exekution stattfinden?“

Eine eisenbeschlagene Tür nach der andern öffnete sich in den Gängen von gräßlicher Trostlosigkeit, Gitter wurden geöffnet und geschlossen. „Hier sind die
Zellen für zum Tode Verurteilte", sagte der Inspektor gleichmütig, während er einen neuen Schlüsselbund hervorholte und eine besonders schwere Eistür öffnete. Dahinter mußte noch eine weitere Gittertür aufgeschlossen werden, durch die uns dumpfe Luft entgegenströmte.

Im Hintergrund der Zelle erhob sich schattenhaft eine Gestalt. Es war Radek, der die Gelegenheit benutzte, um gegen die Behandlung zu protestieren. Er war sicherheitshalber gefesselt worden.

„Beruhigen Sie sich“, sagte jemand brutal, „Sie werden noch früh genug an einer Laterne baumeln!“

Als die Herren dann zurückgingen, schienen sie doch recht nachdenklich geworden zu sein. Die Wahrheit in ihrer nackten Grausamkeit des Bürgerkrieges sah doch anders aus, als die Herren sich in ihrem gesicherten Dasein vorgestellt hatten.

Radek ist dann auch bald auf Veranlassung der Regierung anders untergebracht und nach fast einem Jahr Untersuchungshaft am 17. Januar 1920 im Austausch gegen deutsche Kriegsgefangene in Rußland wieder über die russische Grenze gebracht worden.

Er hatte die grausam-ernste und nie wieder vergessene Lehre empfangen, daß Deutschland sich nicht zum bolschewistischen Vasallenstaat machen läßt; er
hat persönlich nie wieder versucht, seine Propaganda auf dieses Ziel einzurichten.

*  

Die Kämpfe, die Radek noch vorbereitet hatte, begannen am Anfang März.  


Die Regierung hatte zuerst noch nachgeben wollen: sie brachte das Sozialisierungsge setz in der Nationalversammlung ein und verhaftete die Liebknecht-„Mörder“, um ihnen den Prozeß zu machen.  

Aber selbst mit der Erfüllung dieser Forderungen kam man bereits zu spät. Die Kommunisten, die mit der Verhaftung Radeks ihren besten Berater ver...
loren hatten, glaubten, daß sie nun stark genug zum Losschlagen seien.

Es kam auf den Straßen des Ostens zu Plündrungen und im Anschluß daran zu Schießereien.

Die Regimenter waren wieder im Alarmzustand. Wieder lag Berlin im Dunkel, wieder knallten die Schüsse durch die Straßen, aber diesmal konnte über den Ausgang der Kämpfe kein Zweifel mehr bestehen: die Regierungstruppen waren den roten Gardinen weit überlegen.

Die Roten hatten allerdings diesmal eine andere Taktik. Sie besetzten nicht mehr in geschlossenen Abteilungen die öffentlichen Gebäude, sondern nisteten sich einzeln und ganz unauffällig in Privathäusern ein, von denen sie wichtige Punkte beherrschten. In diesem Kleinkrieg waren sie viel schwerer als früher zu fassen.

Um so blutiger wurde der Kampf, wenn man den Feind endlich vor sich sah. Die Garde-Kavallerie-Schützen-Division befahl:

„Wer sich mit Waffen widersetzt oder plündert, gehört sofort an die Mauer. Daß dies geschieht, dafür ist jeder Führer mitverantwortlich.

Ferner sind aus Häusern, aus welchen auf die Truppen geschossen wurde, sämtliche Bewohner, ganz gleich, ob sie ihre Schuldlosigkeit beteuern oder nicht, auf die Straße zu stellen, in ihrer Abwesenheit die
Häuser nach Waffen zu durchsuchen; verdächtige Personen, bei denen tatsächlich Waffen gefunden werden, sind zu erschießen."

Auch die beim Stabe Reinhard eingehenden Meldungen zeugten von der grausigen Stimmung: drei Soldaten sollten auf dem Straußberger Platz aneinandergebunden mit Handgranaten in die Luft gesprengt worden sein. Von anderer Seite wurde gemeldet, daß die Spartakisten unsern Gefangenen die Ohren abgeschnitten und die Augen ausgestochen hätten. Die Richtigkeit derartiger Meldungen konnte naturgemäß nur sehr selten nachgeprüft werden, sie sind aber ein sprechendes Beispiel für die damalige Stimmung.

Auf beiden Seiten wurde mit blutiger Erbitterung gekämpft, Rote und Weiße machten kurzen Prozeß.


Dieser Vorgang, der mitten in die blutigen Märzkämpfe fiel, hat später zu zwei großen Sensationsprozessen geführt, einmal gegen den Oberleutnant Marloh selbst, dann aber auch gegen meinen Bru-
der, der damals die genannte 3. Streifkompanie führte, aber mit Marloh nur in telephonischer Verbindung gestanden hatte, ebenso wie der Oberst Reinhard.

Wenn ich persönlich auch weder an dem Vorgang selbst noch an den folgenden Prozessen beteiligt war, so haben die Folgen, von denen später noch zu sprechen sein wird, so tief in die Ereignisse eingegriffen, daß der Vorgang hier im Zusammenhang genannt werden mußte.


Es trat wieder Ruhe nach dem Sturm ein.

Der Kampf wurde in das Parlament verlegt.

Mitten in jene Tage fiel auch das Erscheinen der ersten Nummer meiner Freiwilligenzeitung „Berliner Wacht“.

Diese Zeitung hat ihre eigene, für jene Zeit durchaus bezeichnende Geschichte.


Als Zeitungsunternehmen betrachtet, ging die „Berliner Wacht“ nicht einmal so übel. Wir kamen gerade während der Periode des Generalstreiks heraus und erreichten mit unsern Extrablättern sofort eine Auflage bis zu 5000 Stück.

Mit der Zeitung verfolgte ich die Absicht, der kommunistischen Propaganda, die auch in unsere Freiwilligentruppen einzudringen versuchte, ein starkes
Gegengewicht zu geben, den Zusammenhalt zu stärken und eine Diskussion der vielen Fragen, welche uns unter den neuen Verhältnissen von allen Seiten bestürmten, gleich in die richtigen Bahnen zu lenken.


Nach kurzer Zeit saßen wir aber schon fest im Sattel. Wir führten einen Anzeigenteil ein und bezahlten unsern Soldaten, die in der Druckerei arbeiteten, einen Zuschuß zu ihrer Löhnnung, über den später die „Freiheit“ einen gräßlichen Krach machte.

Eine Reihe von deutschen Bibliotheken baten um Freiexemplare, die sie auch bekamen, weil sie in unserer Zeitung einen getreuen Spiegel der Stimmung unserer Truppen sahen, ein Zeittbild, das sie für spätere Zeiten aufheben wollten.

Ende Mai waren wir aber bereits gezwungen, das Abzeichen der Freiwilligen Reinhards aus dem
Kopf der Zeitung zu entfernen und als Untertitel „Zeitung der Reichswehr-Brigade Berlin“ einzusetzen, weil die Freiwilligen vollkommen in die Reichswehr übergeführt worden waren. Wir wurden der Division des Generalleutnants von Oven unterstellt, und da dauerte es auch nicht lange, bis sich ein Generalstabsoffizier fand, der die Zensur der Zeitung und dann auch die Leitung übernahm.

Inzwischen war aber bereits eine andere große Aufgabe an uns herangetreten: die grüne Polizei sollte gebildet werden. Ich trat dem neuen Organisationsstab bei.
Der erste Kampf der grünen Polizei

Der Organisator der Polizei war Oberst Weber, ein preußischer Offizier von altem Schrot und Korn, der eine Sache um ihrer selbst willen tat, an sich selbst dabei zuletzt dachte und gerne die Verantwortung auf sich nahm, wenn es nötig war.

Der Oberst fand schon viel Vorarbeit vor.

In den Märzkämpfen hatte es sich bereits gezeigt, daß den kommunistischen Verbrechern nicht mehr mit militärischen Machtmitteln allein beizukommen war. Die Truppen waren für den offenen Kampf ausgebildet, aber nicht für Verhaftungen und andere polizeiliche Maßnahmen.


Es galt dem Gegner auf seinen Schleichwegen beizukommen und ihm eine Spezialtruppe gegenüberzustellen. Deswegen hatte der Oberst Reinhard die


Die Regierung ging gegen die Spartakisten nur vor, wenn sie juristisch stichhaltiges Material hatte, und diese Beweisstücke der staats- und regierungsfeindlichen Absichten mußten nun durch zuverlässige Leute im Nachrichtendienst beschafft werden.


Es war ein furchtbarer Kampf, der sich da im Dunkeln abspielte. Der Gegner scheute vor keinem
Meuchelmord zurück, während sich unsere Leute streng an die Gesetze halten mußten. Nur in der Notwehr — die nachher auch noch nachgewiesen werden mußte — durften sie zu Revolver und Handgranate greifen.

Im Märzausstand 1919 hatte die „3. Streifkompanie“ bereits entscheidend eingegriffen. Damals war das offizielle Organ der kommunistischen Partei, die „Rote Fahne“, verboten worden, erschien aber trotzdem weiter. Noske befahl meinem Bruder persönlich das Erscheinen zu verhindern, gleichzeitig das kommunistische Zentralbureau zu besetzen, alles schriftliche Material zu beschlagnahmen und die Führer festzunehmen.

Man rückte also aus und sperrte die Straßen ab. Die Druckerei wurde zuerst besetzt, wobei es zu einem offenen Kampfe kam. Die Leute mußten sich mit Handgranaten den Weg bahnen. Es gab zwar keine Verluste, aber die Maschinen wurden dabei gründlichst zerstört. Dann nahm man die Kommunisten fest, die gerade dabei waren, die frisch gedruckten Blätter mit dem Kampfausruf der Partei zu vertreiben.

Das waren alles schon polizeiliche Maßnahmen, welche nur eine Spezialtruppe ausführen konnte. Noch schwieriger war die Festnahme der kommunistischen Führer.
Man hatte die Festnahme auf den letzten Augenblick festgesetzt, weil man sie kurz vor dem Losbrechen des Kampfes überraschen wollte. Man machte sich dabei auch die kommunistische Straßenkampftechnik zunutze, nach dem Kampf ganz einfach die Waffen in die Ecke zu stellen und die rote Armbinde in die Tasche zu stecken, um als harmloser und unbewaffneter Zivilist bis zum nächsten Kampftage nach Hause zu gehen. Waren die Kommunisten im Kampfe aus den Barrikaden nur unter Verlusten anzugreifen, so waren sie ungleich viel leichter als unbewaffnete Zivilisten zu Hause zu fassen — wenn man sie kannte und ihre Unterschlupfe, Privatquartiere und Deckadressen ausfindig gemacht hatte. Die Nachrichtenabteilung der 3. Streifkompanie hatte dies so genau vorbereitet, daß man Verluste an eigenen Leuten sparte. Mit knapp 100 Mann holte mein Bruder in ein paar Nächten truppweise zu zwei und zu drei Mann über 120 kommunistische Führer aus den von roten Truppen besetzten Teilen der Stadt, meist ganz unauffällig in Autodroschken in den frühesten Morgenstunden, meistens zwischen 2 und 3 Uhr nachts, heraus, wenn alles schlief, und brachte die Gefangenen mehr oder weniger bekleidet nach dem Kriminalgericht. Man hatte also am Vorabend des großen Kampfes die Bewegung ihrer wichtigsten Führer beraubt und sie damit von innen heraus schon geschwächt, bevor es überhaupt zum Kampf kam.

Die Leute meines Bruders waren auch berechtigt, vorläufige Festnahmen vorzunehmen und erhielten überhaupt immer mehr polizeilichen Charakter. Sie trugen eine Armbinde mit der Aufschrift „Hilfspolizei des Berliner Polizeipräsidiums“.

Als dann die deutsche Armee neu organisiert wurde und zuerst die Hoffnung bestand, daß Deutschland 200 000 Mann behalten dürfe, tauchte zuerst der Gedanke auf, eine Elitepolizei von 1000 Mann unter der Führung meines Bruders in Berlin zu bilden. Als sich aber immer mehr zeigte, daß die Regierung unfähig war, der Entente Widerstand zu leisten, und daß uns wahrscheinlich nur 100 000 Mann zugebilligt würden, wandte man sich dem Plane zu, eine besondere Polizei ohne militärischen Charakter, die Sicherheitswehr, aufzustellen, die nur zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung im Innern zu verwenden war. Mein Bruder führte die Stammtruppe.


Der kommende Friedensvertrag hing überhaupt wie ein Schwert über unserem Haupte. In den nationalen Kreisen fürchtete man, daß die Polizei nur ein neues Werkzeug der Linken werde, was ja auch tatsächlich eine Gefahr war. Die Polizei war also im Anfang eigentlich nirgends populär.

* 

Die von dem preußischen Kabinett für die Polizei bewilligten Mittel waren recht bald verbraucht. Ehe man aber daran denken konnte, weitere Mittel im Parlament zu bewilligen, mußte die Polizei schon fertig dastehen, mußte, wenn möglich, schon ihre Lebensberechtigung erwiesen haben. Es blieb uns also nichts anderes übrig, als für unvorhergesehene Ausgaben private Mittel in Anspruch zu nehmen, die eventuell später nachbewilligt werden konnten. Es handelte sich um keine unbedeutenden Mittel. Der
Oberst fuhr also mit mir von einem Industriellen und von einem Bankmann zum andern. Wir wurden zwar zuerst mit jener mißtrauischen Zurückhaltung empfangen, die jedem großen Geschäftsmann zur zweiten Natur geworden ist; aber schließlich wuchs doch das Vertrauen: wir wurden, insbesondere nachdem sich Stinnes auch für die Sache eingesetzt hatte, reichlich unterstützt, so daß der Oberst ohne Gefahr über die vom Staate bewilligten Mittel hinausgreifen konnte.

Die Propaganda für die neue Polizei hatte ich dann allein zu führen. Es galt, sich zwischen den genannten Widerständen hindurchzuwinden, niemanden zu verletzen und den Gedanken an sich populär zu machen. Wenn man sich ins Gedächtnis zurückruft, welche Stimmung damals herrschte, wird man die Schwierigkeiten gewiß nicht unterschätzen: der Friedensvertrag war noch nicht unterschrieben; in manchen Städten im Deutschen Reich herrschten noch Räteregierungen; täglich gab es neue politische Zusammenstöße, Tote und Verwundete; die Erregung im Parteikampf und in der Nationalversammlung stand überall auf dem Siedepunkt; das Volk forderte auf der einen Seite immer neue Freiheiten und wehrte sich auf der andern verbissen, aber leider ohne großen Erfolg, gegen den Ansturm des Marxismus. Die Kriegspsychose war noch nicht überwunden, der


Nach einiger Zeit konnte bereits der Stab der Berliner Polizei zusammengestellt werden: der Oberst Milchling von Schönstedt wurde Komman-
 rung der Feindmächte die blaue Uniformfarbe eingeführt worden, weil ihnen das grüne Tuch noch zu feldbienstmäßig erschien. So stark stand man unter der Kontrolle der andern Staaten.


Die Organisation war bald beendet, der Oberst Weber trat zurück, und der Organisationsstab kam
ins Ministerium des Innern. Ich persönlich trat zum Kommando der Berliner Sicherheitspolizei im Kron-
prinzenpalais Unter den Linden, wo mir die Ab-
teilung „Nachrichten“ übertragen wurde. Mein Bru-
der erhielt als Hauptmann die Führung einer Poli-
zieabteilung in Charlottenburg.

* 

Der Kampf um die Macht im Staate hatte sich aber in der Zwischenzeit fortgesetzt, wenn er auch jetzt in die Parteien, ins Parlament und — in die Betriebe verlegt war. Mit der Anarchie in den Be-
triebsräten hatte die Industrie die allergrößten Schwierigkeiten, überall wurde eine geregelte Arbeit, die unsere Wirtschaft doch so bitter brauchte, er-
schwert.

Die Industrie hatte einen eigenen Nachrichten-
apparat aufgebaut, die „Deutsche Wirtschaftshilfe“, welche über Vertrauensleute im ganzen Reich ver-
fügte.

Der revolutionäre Umsturz der Roten konnte ja nicht nur militärisch mit Maschinengewehren und Kanonen bekämpft werden. Ein neuer Bürgerkrieg mußte schon im Keime erstickt werden. In den ver-
schiedenen Nachrichtenstellen wurden die neuen Ideen in der revolutionären Literatur beobachtet, die Broschüren, Flugblätter und Streitschriften gelesen, die von revolutionären Umstürzern verbreitet wur-
den. Dort war auch die Tätigkeit der Führer bekannt, die im Dunkeln arbeiteten; man wußte genau, wer die Drahtzieher waren, welche die Massen in Bewegung setzten und erneute Unruhe stif teten, wenn sich endlich einmal eine Gleichgewichtslage anbahnte. Bei diesen Stellen liefen auch Berichte aus revolutionären Geheimversammlungen zusammen, in denen die Arbeitermassen von gewissenlosen Elementen mit irreführender Agitation aufgepeitscht und in Streiks, Demonstrationen und Gewalttaten hineingetrieben wurden.

* 

Anfang Januar 1920 brach der Sturm in Berlin aufs neue los. Der Anlaß war das Einbringen des Betriebsrätegesetzes im Reichstag.

Die kommunistischen Massen waren jetzt aber bereits bis ins kleinste hinein organisiert. Bei den Nachrichtenstellen waren die Geheimpläne der Aufrührer schon seit längerem bekannt, aber es waren bisher immerhin nur Pläne gewesen. Es fragte sich, ob die roten Führer alles in die Wirklichkeit umsetzen und wann sie zum Sturm blasen wollten.

Wohnung an. Es sei zwar keine Streikparole ausgegeben worden, aber die Arbeiter verließen die Betriebe, um sich an bestimmten Plätzen auf der Straße zu sammeln. Auch der Verkehr beginne langsam einzuschlafen. Die Züge der Stadtbahn führen unregelmäßig, man beginne die Schranken an den Fahrkartenkontrollen zu schließen und niemand mehr durchzulassen; auch die Straßenbahn habe den Betrieb eingestellt.

Ich wußte, was das in diesem Falle bedeutete: den Aufmarsch der Massen. Es ging alles nur viel stiller vor sich, als wir erwartet hatten, aber das war nur ein Beweis für die gute Organisation und die Gewalt der Führer, welche derartige Massen unsichtbar unter ihren Willen zwangen.


Ich verkehrte nämlich mit dieser Stelle nur durch einen Mittelsmann, weil wir vorsichtig sein mußten. Diese Organisation mit ihrem recht großen Apparat war nicht geheim geblieben, obgleich sie öfter umzog und auch ihren Namen wechselte; sie war im Gegen teil als „Spitzelzentrale“ überwacht. Ferngespräche wurden sicher abgehört. Durch Unvorsichtigkeiten erhöhte man nur die Gefahr für die Verbindungs- und Vertrauensleute, von denen trotzdem verschie-
bene schon überfallen und mißhandelt, ja sogar einfach aus dem Dunkeln abgeschossen worden waren.


Ich ging mit Plan und Bericht zum Chef, der aber ungläubig den Kopf schüttelte. Das war ja gar nicht möglich. Und warum auch? Welches Ziel hatten denn die Massen? So wichtig war die Einbringung des Gesetzes doch nicht?

Ich bat um Begleitung eines Stabsoffiziers, damit wir einige der genannten Sammlungsplätze besuchen konnten.

Wir fuhren los. Unter den Linden war es noch still, aber es war eine beängstigende Stille.

Bei dem nächsten in meinem Bericht angegebenen Sammlungsplatz sahen wir schon von weittem, daß dort ein Demonstrationszug geordnet wurde. Die roten Fahnen waren zwar noch zusammengerollt, aber die Schilder mit Aufführungen „Her aus aus den Betrieben und hinein in die Betriebs-
räre!“ oder „Maschinengewehre, das sind die geistigen Waffen der Unternehmer!“ waren doch schon aufgestellt. Unter den Demonstranten waren auch Frauen und Kinder.

Beim nächsten Versammlungsplatz — dasselbe Bild.

Nun wußten wir genug. Auf dem kürzesten Weg fuhren wir wieder nach Hause, wo der Chef unseren Bericht mit sehr ernstem Gesicht anhörte.

„Glauben Sie, daß die Leute Waffen mithaben?“ fragte er dann.

„Schwerlich, die werden wohl erst vor dem Reichstag verteilt, nachdem man uns entwaffnet hat. Man wird wohl Frauen und Kinder vorschieben, wenn die Massen am Reichstag aufmarschieren.“

„Und das Ziel?“

„Die Führer haben die Geheimparole ausgegeben: Sturm des Reichstages. Also eine Art Bastiliensturm. Das ‚Volk von der Straße‘ soll zuerst in das Gebäude eindringen, dann folgen die Stoßtrupps, die ihre besonderen Instruktionen bekommen haben — den Rest kann man sich ja denken —.“

„Teufel auch!“ sagte der Chef nur.

Er beugte sich über meinen Plan von Berlin, zählte die Versammlungsplätze, rechnete kurz die Zahlen zusammen und sagte dann zu den andern
Stabsoffizieren: „Sofort höchste Alarmbereitschaft anordnen!“

Dann wandte er sich zu mir: „Wir haben nämlich schon vorher alarmiert. Im Reichstag haben wir den Major Preußer, wir werden zwei Hundertschäften der Gruppe West zu seiner Verfügung im Hinterhalt bereit stellen.


Sehen Sie sofort einen Befehl auf, und nehmen Sie Abschrift mit! Sie persönlich fahren zum Reichstag! Als Verbindungsoffizier des Stabes haben Sie Vollmacht, im Notfälle persönlich eingreifen. Seien Sie aber vorsichtig! Kein Schuß ohne Notwehr!“


*
Mit der Vollmacht in der Tasche fuhr ich im Auto Unter den Linden entlang. Glücklicherweise war ich in Zivil, so daß niemand wußte, daß ich zur Polizei gehörte.


Auf dem Pariser Platz hatten sich die Massen bereits angestaut. Kopf an Kopf wartete die Menge auf den Durchzug durch das Brandenburger Tor, wo man nur langsam vorwärts kam. Rote Fahnen wogten über der dunklen Masse, sie standen wie roter Mohn in einem Ährenfeld. Alle Menschen aber vereinigten sich zu einem riesenhaften Sprechchor, wenn ein Führer einen Propagandasatz über die Masse hinausschrie, welche die Worte mit einem dumpfen „Nieder!” oder mit einem gellen „Hoch” abschloß.

Wir bogen in die neue Wilhelmstraße ein, wo man auch bald nicht mehr weiter vorwärts kommen konnte. Ich ließ den Chauffeur vor einer Bierstube halten, um zu Fuß weiterzugehen, nicht ohne ihm eingeschärft zu haben, unter allen Umständen auf mich zu warten.
Ich drängte mich zwischen der Masse durch, die in der Nähe des Reichstages bereits Kopf an Kopf stand. „Nicht so stürmisch, junger Mann!“ sagte ein älterer Arbeiter gemütlich, dem ich in meinem Eifer, vorwärts zu kommen, etwas unsanft in die Seite gestoßen hatte.

Ich entschuldigte mich, arbeitete mich aber weiter vorwärts. Wenn dich einer hier erkennt, dachte ich für mich im stillen, wenn ein paar Hetzer über dich als Polizeioffizier herfallen, dann gibt es hier im Gedränge einen kurzen Kampf, und von dir bleibt kein Fetzen mehr übrig.


Als ich endlich in der vordersten Reihe war, packte mich sofort einer unserer Grünen. „Zurück da!“ fuhr er mich an und schob mich wieder in die Reihe zurück.

Ich holte rasch meinen Ausweis hervor, worauf der Beamte grüßend mit der Hand zum Tschako fuhr und eine Entschuldigung murmelte.


Bevor ich in das Gebäude trat, blieb ich noch einen Augenblick stehen, um mir die Situation anzusehen.

Eine überwältigende Menschenmenge hatte den Platz zwischen Reichstag und Brandenburger Tor überflutet. Unabsehbar standen sie Kopf an Kopf auf dem Königsplatz. Die roten Fahnen und die Propagandaschilder ragten über die Menge hinaus. An den Laternen und auf den Bäumen hatten sich Neugierige aufgebaut, aber auch zwischen den Bronzefiguren auf dem Bismarckdenkmal am Königsplatz hatten sich ein paar Leute mit ihren roten Fahnen eingeklemmt. Ganz hinten aber sah man die Agitatoren, die von ihren Wagen und Autos aus auf die Menge einsprachen, die sich von dort langsam, aber sicher immer mehr an das Gebäude heranbrängte.

Ich hätte die Namen der Agitatoren nennen können, die alle in meinem Bericht genannt waren. Ich wußte, daß sie dort ihr Gift unter das Volk streuten, die Phrasen von der Weltrevolution, welche der „geschundenen Menschheit“ Frieden und Freiheit, Arbeit und Brot bringen sollte, die leeren Anklagen gegen das Lohnsystem, berauschende Worte, welche
die Massen aufreizten. Ich wußte, daß es die Absicht dieser Agitatoren war, das wehrlose Volk, die Frauen und Kinder immer näher an den Reichstag heranzudrängen, wo dann im geeigneten Augenblick die Stoßtrupps kampflos eindringen konnten.


Ich ging in das Gebäude hinein.

In der großen Wandelhalle summte es von Stimmen wie in einem großen Bienenhause. Am großen Portal zum Königsplatz, das aber bis auf einen kleinen Spalt geschlossen war, standen einige der Reichsminister und einige Herren vom preußischen Ministerium mit dem kommandierenden Polizeimajor zusammen, der von allen Seiten mit Fragen bestürmt wurde:

,,Warum haben wir nicht mehr Polizei? — Wo sind denn alle andern Beamten?“
"Es ist ja alles alarmiert!" erklärte Major Preußer.

"Warum wird die Menge denn nicht zurückgedrängt? — Sie werden noch stürmen! Sie werden sich noch an der Volksvertretung vergehen", riefen verschiedene Abgeordnete laut durcheinander.


"Ja, natürlich."

"Die Leute wissen aber, daß sie nur im äußersten Notfall schießen dürfen?"

"Alles ist auf das scharfste instruiert, daß wir uns nur im offenen Kampfe wehren dürfen, daß unter keinen Umständen geschossen werden darf, wenn die andern nicht anfangen.

Ich glaube aber gar nicht einmal, daß es zum Schießen kommen wird", fuhr der Major kaltblütig fort, "die Menge hat bisher noch gar keine Waffen gezeigt. Man wird sich eben nahe an uns herandrängen, immer näher, bis wir an die Wand gedrängt worden sind — und dann wird man die
Leute niederschlagen — die man vorher entwaffnet hat. Traurig für meine armen Leute!

Ich fürchte nur, daß sie uns schon vorher entwaffnen und dann mit unsern eigenen Waffen auf uns losgehen werden!

Sehen Sie nur, da fängt es schon an!"


„Die Menschen sind ja wie wilde Bestien“, keuchte der Mann, „sie drängen jetzt immer weiter vor, weil sie von hinten gehezt werden!“

„Sofort zum Verbandplatz“, sagte der Major, „unten im Erdgeschoß —.“

Zu den Abgeordneten gewendet, die erregt herumstanden, fuhr er fort: „Wenn das so weitergeht, wird die Menge bald unsere Waffen haben, und dann wird geschossen. Meine armen Leute lasse ich aber nicht wehrlos niederschlagen! In der Notwehr werden wir auch schießen!“

Ein Reichsminister trat besorgt heran: „Alarmieren Sie doch die gesamte Schutzpolizei!“

„Es ist ja alles schon seit Stunden alarmiert!“

„Dann setzen Sie sofort die Reserven ein!“
"Es ist aber weiter doch noch gar nichts passiert!" versuchte der Major zu beruhigen.

Ein preußischer Minister, seines Zeichens Rechtsanwalt und alles andere als konservativ, trat hinzu: "Die Menge wird gleich den Reichstag stürmen", rief er, aufgereggt gestikulierend, "lassen Sie ein paar Schreckschüsse abgeben!"

"Schreckschüsse? Die Menge scheint mir schon genug aufgeschreckt!"

"Verstehen Sie denn gar nicht", schrie der Minister, "daß die Menge das Haus stürmen wird? — Man wird uns alle niederschlagen — man wird sich noch an der Volksvertretung vergreifen. — Sie müssen schießen lassen!"

"Wir schießen unter keinen Umständen zuerst!" erklärte der Major eisern. "Nur in der Notwehr!"

"Notwehr — natürlich, aber sehen Sie denn gar nicht ein, daß es schon so weit ist? Sie werden noch warten, bis es zu spät ist! Die Polizei muß eingreifen, meine Herren!" wandte er sich an die umstehenden Abgeordneten, "sonst sind wir verloren!"

"Sie, Herr Minister", sagte einer der Abgeordneten der Rechten höhnisch, "sie werden noch als einer der Ersten zu einer Dachluke hinausbaumeln — mitten über dem Wahlspruch 'Dem deutschen Volke', dann können Sie mal wieder frei zum Volke reden!"
„Ich lasse Ihnen den Vortritt!“ schrie der Minister zurück.

Die Erregung nahm immer mehr zu. Aus allen Sitzungshalten strömten die Abgeordneten zu den Fenstern. „Die Ziehen spricht zum Volk“, schrien einige Abgeordnete, „sie fordert zum Sturm heraus — das gibt einen Bastillensturm!“

„Hoch die Weltrevolution!“ hörte man dumpf im Hintergrund.

Einer der Herren aus dem preußischen Ministertum des Innern zeigte mir seinen alten Browning: „Wenn sie auf drei Schritte heran find, werde ich schießen. Ich habe keine Lust, mich von dem Mob zertrampeln zu lassen!“

Von allen Seiten kamen nun Meldungen, daß die Beamten von der Menge blutig geschlagen und entwaffnet würden.

Auf den Major prasselten nun auch schon die Vorwürfe von allen Seiten nieder: „Was stehen Sie noch untätig herum! — Sehen Sie doch endlich die Truppen ein!“ Und ein bekannter sozialdemokratischer Abgeordneter rief: „Lassen Sie doch die Menge niederreiten!“

Man fühlte, daß jetzt die Entscheidung langsam herannahnte. Ich teilte dem Major noch rasch mit, was ich von den geheimen Plänen der roten Führer
wußte, und bat ihn dann um Erlaubnis, das Kommando am Abgeordnetenportal übernehmen zu dürfen. Er nickte und sagte, daß er sich selber einen Platz ausuchen werde, wo ihm die Abgeordneten Ruhe ließen, und wo er alles besser übersehen könne.


„Es wird unter keinen Umständen ohne Befehl geschossen! Verstanden? — und hart über die Menge hinweg, damit die dort hinten zuerst zu laufen beginnen!“

„Jawohl“, sagte der verdutzte Richtschütze, der nicht gewohnt war, sachgemäße Befehle von einem Zivilisten entgegenzunehmen.

Ich trat durch die halbgeöffnete Tür des Portals. Die Menschenmauer stand schon bedenklich nahe. Rote Fahnen wehten, und von Zeit zu Zeit rauchte
ein dumpfes „Nieder!“ oder ein gelbes „Hoch, die Weltrevolution!“ über den weiten Platz.

Im Hintergrunde aber strömten immer neue Massen durch das Brandenburger Tor.

Ein Bekannter von der Presse meldete sich plötzlich neben mir. Wir traten wieder durch das Portal zurück, wo ich ihm bereitwillig alles diktierte, was ich überhaupt wußte, nannte ihm die Führer des Aufstandes, die Anmarschwege, die ungefähren Zahlen, unsere Stärke und unsere Ausstellung.

Er schrieb fieberhaft mit und reichte dem Gehilfen dann die Blätter: „Los, geben Sie es sofort durch, erst an die B.Z. und dann an die ganzen Blätter!“

Ein Beamter wurde vorbeigeführt, der den Arm gebrochen hatte.

In demselben Augenblick, als ich wieder in das Portal trat, fiel der erste Schuß auf der anderen Seite des Hauses.

Ich nickte dem Leutnant bedeutungsvoll zu, der seinen Leuten zurief: „Beamte zurück!“, und leiser durch die Tür: „Maschinengewehr vor!“

Mit ein paar Sprüngen waren die wenigen Beamten, die überhaupt noch draußen waren, neben uns. „Hineingehen!“ sagte der Offizier.

Wir standen jetzt allein im Portal. Nur wenige Meter war die Menschenmauer entfernt, wo sich die unglücklichen Vornstehenden ahnungsvoll, aber wehr-
los eingeklebt zurückdrängten. Aber wir sahen auch, daß sich ein paar entschlossene Burschen näher heranarbeiteten.

Da fiel der zweite Schuß, der neben uns in die Mauer schlug, während gleichzeitig von der andern Seite eine Salve rollte.

Die Menschenmauer kam näher; jetzt galt es auch für uns: Leben oder Tod. Es war der allerletzte Augenblick, als wir zurücktraten und gleichzeitig das Maschinengewehr durch die schmale Öffnung geschoben wurde. Wenn uns die Roten nun überrann ten, dann würden wir ohne weiteres niedergeschlagen, und über uns hinweg wurde das Haus der Volksvertretung gestürmt. Da gab ich die Feuer erlaubnis.


Ich öffnete vorsichtig den schmalen Spalt der Tür. Vor dem Portal lagen einige Gestalten regungslos auf dem Steinpflaster, andere schlugen noch wild um sich.

244
Die Menge drängte entsetzt nach rückwärts, und diesmal gab die Menschenmauer auch nach. In Todesangst starrten die Vordersten auf das Maschinengewehr, das jeden Augenblick wieder schießen konnte. Einige hielten abwehrend die Arme vor das Gesicht.

Im Tiergarten knackten die Zweige der Büsche unter den Tritten der Davonlaufenden. Hinter auf dem Platz sah man Tausende wild schreiend nach dem Brandenburger Tor zu laufen, wo sich auch jetzt die Menge bald wieder staute.

„Sanitäter!“ rief ich durch das Portal hinein, die auch schon mit ihren Bahren ankamen.

Gott sei Dank, es waren nur ein paar Opfer, über die sich bereits ein Arzt beugte.

„Arme Opfer einer gewissenlosen Agitation!“ sagte der Journalist zu mir.

Ich ging auf der breiten, teppichbelegten Treppe nach oben; leise schaudernd ging ich auf dem roten Teppich, mit dem Bild der roten Blutlachen dort draußen auf dem Asphalt vor Augen, die ich doch auch nicht hatte verhindern können.

Im Wandelgang traf ich den Major. Er war totenbleich.

Ein paar Minister schüttelten ihm die Hand: „Sie haben uns gerettet!“
Aus den Sitzungssälen hörte man entrüstetes Reden, Rufen und Schreien.

Ein Beamter aus einem preußischen Ministerium flüsterte mir zu: „Die Polizei wird gut tun, sofort einen Bericht einzureichen.“ Ich dankte ihm für den guten Rat und eilte hinab.

Vor dem Reichstag war es jetzt menschenleer. Nur die Blutlachen waren noch nicht ausgetrocknet.

Unsere Reserven waren herangerückt und sperrten mit den andern Beamten zusammen den leeren Platz ab.

Ich eilte im Laufschritt zu meinem Auto, das jetzt vereinsamt in der Nebenstraße stand. Der Chauffeur hatte, wenn auch etwas verängstigt, in einem Torbogen gewartet.

Wir fuhren zum Kommando.

Unter den Linden strömten die Massen zurück. Die roten Fahnen waren gesenkt. Wie eine düstere Last lag es über der regellos zurückflutenden Masse: Blut war gesfloßen.

Blut auf beiden Seiten, auch die Polizei hatte Tote und Verwundete.

Auf dem Kommando wurde sofort aus den verschiedenen einlaufenden Meldungen ein Bericht zu-
sammengestellt, den wir umgehend den Ministern im Reichstag überreichten. Der sozialdemokratische Reichskanzler Bauer hielt dann sofort dort eine Rede, in der er erklärte:

„Es wurde spät, fast zu spät von der Waffe Gebrauch gemacht. (Sehr richtig.) Es haben sich Zeugen gemeldet, die behaupten, gesehen zu haben, daß von der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei durch Tücherschwenken das Zeichen zum Sturm auf das Haus gegeben wurde. (Tumult bei den Unabhängigen. Rufe: Verleumdung!) Alle, die hier im Hause sind, verdanken der trefflichen Sicherheitspolizei ihr Leben. (Lebhafte Zustimmung.) Wäre der Sturm geglückt, so hätten Sie eine Bartholomäusnacht erlebt.“ (Lebhafte Zustimmung.)
Der Kapp-Putsch


Für uns aber war das Wichtigste, daß die Polizei nunmehr das Vertrauen des Parlamentes gewonnen hatte. Das Recht war so offensichtlich auf unserer Seite, daß die Aufopferung der Beamten überall anerkannt wurde. Wir waren über Nacht geradezu populär geworden, sogar bei der Sozialdemokratie.

Im übrigen aber sah es recht trübe aus.

der Republik zuzwider mißbrauchen, können keine Schonung erwarten."

Die Offiziere, die sich eben noch selbstlos dem Staate zur Verfügung gestellt und damit bewiesen hatten, daß sie den Dienst am Staate höher als den für eine Partei stellten, diese Offiziere wurden nun verdächtigt und gedemütigt!

Die Offiziere und Mannschaften haben sich durch die ewigen Gewalttätigkeiten der Gegner in einigen Fällen zu Übergriffen hinreißen lassen, die, mit dem gesetzlichen Maßstab ruhiger Zeiten gemessen, zweifellos das Maß des Erlaubten überschritten.

Man klagte daraufhin die betreffenden Offiziere an.

Die Arbeiter- und Soldatenräte aber, die in vielen hundert Fällen unsere Leute niederschlugen oder sie in dunkler Nacht einfach aus dem Hinterhalt abgeschossen, die gingen straflos aus. Als der Stabschef des Generals Maerker in Halle — um nur ein Beispiel unter vielen zu nennen —, als der Oberstleutnant von Klüver auf die grausamste Weise blutiggeschlagen und schließlich, als er sich schwimmend retten wollte, wie ein Hund abgeschossen wurde, ja, da war es eben nur irgendein Sicherheitssoldat gewesen, den man nicht ausfindig machen konnte. Die roten Führer wurden nicht zur Verantwortung gezogen.
Anstatt nun die Übergriffe der Offiziere, wenn solche einmal vorkamen, auf dem Disziplinarwege zu strafen und die schwersten Fälle auf dem Wege einer gesetzlichen Amnestie, die beiden Teilen gerecht worden wäre, aus der Welt zu schaffen, gab die Regierung den Forderungen der Straße nach. Man duldete, daß sie des Mordes angeklagt wurden, obgleich man eben im Reichstag noch selber geschrien hatte: „Lassen Sie schießen!“ Marloh hatte sich wegen vierundzwanzigsfachen Mordes zu verantworten. Man urteilte also Ereignisse, die in eine durchaus rechtlose Zeit fielen, nach dem bürgerlichen Rechtsstandpunkt ruhiger Zeiten ab, obgleich die Regierung selbst mit dem „Schießerlaß“ und anderen Anordnungen Zustände geschaffen hatte, die mit diesem Rechtsstandpunkt nicht so leicht in Einklang zu bringen waren.

Die Offiziere saßen in monatelanger Untersuchungshaft, und dann sprach man sie nach Sensationsprozessen von gewaltigem Aufwands schließlich frei — aber gezeichnet waren sie doch. Als Marloh freigesprochen war, schrie das Volk auf der Straße nach einem neuen Sündenbock. Man verhaftete meinen Bruder, der erst aus der Untersuchungshaft entlassen wurde, als er krank geworden war.

Diese und andere Prozesse, die öffentliche Brand-

Die Offiziere suchten deswegen immer wieder nach einem politischen Führer, der die Regierung auf legalem Wege übernehmen konnte, einem Führer, der sie verstand und dem sie sich anschließen konnten.

Die nationalen Parteien hatten sich aber damals noch wenig in die neue Situation hineingefunden. Bei den Konservativen trauerte man alten Idealen nach, die zu jenem Zeitpunkt in keiner Weise in Wirklichkeit umgesetzt werden konnten. Die führenden Männer der andern nationalen Parteien waren froh, wenn sie einmal ein wenig im Parlament mitreden durften, sie fühlten sich machtlos und wehrlos und waren es parlamentarisch auch in der Tat. Sie hatten es noch nicht verstanden, die militärisch-
vaterländischen Kreise und die Jugend zu mobilisieren. Sie nahmen seufzend ihr Schicksal aus der Hand der sozialistischen Volksführer entgegen.


Aber man wagte immer noch nicht loszuschlagen, obgleich die Erregung immer stärker geworden war, weil die Regierung den Forderungen der Feindmächte jedesmal ohne genügenden Widerstand nachgab. Als die Herabsetzung des Heeres auf 100 000 Mann Tatsache geworden war, hatte man in Offizierkreisen sogar den Eindruck, daß man sich im Lager der Linken unverhohlen freute, weil auch die Freiwilligenregimenter abgebaut werden mußten.

Die Erregung stieg, als man auch daran ging, die einzelnen Formationen des Garde-Kavallerie-Schützen-Korps aufzulösen, und als Major Pabst entlassen wurde.

Während der Oberst Reinhard nach seiner Ent-
lassung resignierte, weil er das Gefühl hatte, seine Pflicht nun genügend getan zu haben, gab der Major Pabst das Spiel noch nicht auf. Im Gegen teil: er hatte ja jetzt freie Hände. Er gründete die „Nationale Vereinigung“ und sammelte dort die Unzufriedenen.


Es bildete sich eine Abwehrfront gegen die Regierung heraus. Dabei richtete sich die Unzufriedenheit aber auch gegen Noske, zu dem man wegen seines Wankelmutes das Vertrauen verloren hatte. Er hatte allzu oft seine eigenen Befehle verleugnet, wenn sie nach der Durchführung in der Öffentlichkeit angegriffen worden waren.


Der Befehl wurde wie gewöhnlich in derartigen Fällen über alle Instanzen hinweg direkt an die Ab-
teilung z. B. meines Bruders gegeben. Noske gab persönlich den Befehl, fragte dann aber bezeichnenderweise noch:

„Werden Ihre Leute es auch tun?“ worauf mein Bruder antwortete: „Die Leute tun, was ich befehle."

Noske sah ihn scharf an: „Und was tun Sie?“ „Was Sie befehlen — aber ich bitte, mir den Befehl schriftlich zu geben.“ Noske bestätigte denn auch den Befehl, und die Verhaftung des Vollzugsrates fand statt. Sie erregte natürlich großes Auffehren, und als man abends in die Quartiere zurückkehrte, konnte man in den Abendblättern groß aufgemachte Meldungen darüber lesen, dazu aber auch eine Erklärung der Regierung, „daß es sich bei der Verhaftung um Übergriffe untergeordneter Stellen gehandelt habe“. Derartige Vorkommnisse — die sich leider oft genug wiederholten, untergruben natürlich das Vertrauen zu dem Minister Noske, während gerade die gemeinsame schwierige Arbeit Vorgesetzte und Untergebene sonst trotz aller Gegensätze hätte zusammenschweifen können.

Es kam noch hinzu, daß die Regierung immer mehr parteipolitischen Forderungen nachgab und das patriotische Gefühl der alten Soldaten verletzte. So hatte die Regierung ohne weiteres in den Friedensverhandlungen zugebilligt, daß die im Kriege

Bei derartigen Eingriffen konnten die Führer aber auch in scharfen Gegensatz zur Regierung kommen, ganz abgesehen davon, daß sie sich trotz der vaterländischen Motive strafbar machten. Es sei dabei nur der folgende Fall angeführt:

Als der bekannte General Graf von der Goltz im Baltikum von der Regierung vollkommen im Stich gelassen worden war, ließ seine Verwaltung in Berlin das berühmte „Awalow“-Geld drucken, das im befreiten Gebiet ausgegeben werden sollte, um der Truppe wenigstens die notwendigste Versorgung zu sichern. Das Geld war in Berlin natürlich wertlos. Die deutsche Regierung aber betrafte damals die Geschäfte der Feindmächte gegen die
eigenen patriotischen Kämpfer so gründlich, daß man nicht nur jede Lebensmittelzufuhr zu den Truppen oder anderweitige Unterstützung unter Gefängnisstrafe stellte, sondern auch das Geld, als man von dem Druck benachrichtigt wurde, beschlagnahmen ließ. Die Charlottenburger Polizei hörte natürlich auch von der Sache, und mein Bruder schickte sofort seine besten Beamten aus, „um nach dem Rechten zu sehen“. Sie transportierten das beschlagnahmte Geld sofort ab, wobei es sich aber nicht verhindern ließ, daß die von der Regierung direkt ausgeschickten Beamten folgten. Man versuchte zwar die Verfolger abzuschütteln, was aber nicht gelang, bis die Beamten meinen Bruder anriefen. Er ließ eine Brücke absperren mit der Weisung, die Beamten der eigenen Abteilung durchzulassen, alle anderen aber unweigerlich aufzuhalten. So gelangte also das Geld „unbehindert“ in die Kaserne. Das Geld war noch nicht ganz ausgedruckt und mußte erst nach seiner Brauchbarkeit sortiert werden. Dann entstand die Frage: wie bringt man es nun trotz des Verbots zu den armen halbverhungerten Truppen des Grafen von der Goltz?

Auch dafür fand sich eine verhältnismäßig einfache Lösung: dem preußischen Minister Heine wurde von geeigneter Seite nahegelegt, daß die Baltikumer im sozialdemokratischen Sinne mit Pro-

Von diesem Fall wußte im übrigen die ganze Polizeiabteilung — über tausend Mann wußten, daß sie den Führer vor Gericht bringen konnten, wenn sie die Sache an eine linksstehende Zeitung brachten: es spricht nicht nur für die Solidarität der Truppe, sondern auch für die wachsende vaterländische Gesinnung, daß kein einziger der tausend Mann auf einen solchen Gedanken kam.

Die Regierung aber stand zu einer solchen Gesinnung in schroffem Gegensatz. Sie hinderte niemanden daran, die alte Armee zu diskreditieren. Man scheute nicht einmal davor zurück, den Feldmarschall von Hindenburg vor den marxistischen Untersuchungsausschuß zu stellen. Wie stark damals schon die Ablehnung gegen den Novembergeist war, zeigt unter anderem auch der Befehl, den die Abteilung Charlottenburg der Sicherheitswehr aus-
gab. Darin wird ausdrücklich gesagt, daß es der persönliche Wille des Feldmarschalls sei, zu erscheinen, und daß die Beamten dafür zu sorgen hätten, daß ihn die Menge auch nicht daran hindere. Kundgebungen zu Ehren des Feldmarschalls seien dagegen gestattet.

Während die Novemberleute also den Kriegshelden herabzusetzen suchten, begann sich das Volk bereits vor ihn zu stellen, und die Beamten der Regierung halfen mit, daß diese klägliche Vorladung einem Triumphzug gleich.

Soweit war die Stimmung also bereits vorgeschritten, als Noske dem Drängen seiner Partei- freunde immer mehr nachgab und einen bewährten Truppenteil nach dem andern auflöste (anstatt ihn in die Reichswehr zu überführen).

Darin kam es zum offenen Bruch. Lüttwitz erhielt den Abschied.

Der General lehnte sich auf. Er blieb einfach im Amt, und alle Offiziere wußten damit, daß jetzt die große Stunde für die Unzufriedenen, die sich um Pabst geschart hatten, geschlagen hatte.

Jetzt oder nie!

Die Veranlassung des Kapp-Putsches war also eigentlich eine Militärverschwörung, wenn man so will.

Man würde aber den Männern, die sich damals dieser Bewegung angeschlossen haben, Unrecht tun, wenn man nicht gleichzeitig hervorheben würde, daß es nur die äußere Veranlassung war, nicht aber der innere Beweggrund.

Es bäumte sich in dieser Bewegung noch einmal der Stolz gegen die Unterdrückung auf. Gegen die Unterdrückung im Innern durch eine Partei, gegen die Demütigung des alten Heeres, das doch seine Pflicht im Felde erfüllt hatte, gegen das ewige widerstandslose Nachgeben der Regierung.

Es war zum erstenmal, daß der Geist und der Gedanke einer nationalen Erhebung Gestalt gewann; das darf man nicht vergessen, wenn man auch der Ansicht ist, daß der Versuch damals mit unzulänglichen Mitteln und mit Führern unternommen
wurde, die lange noch nicht das Maß von großen Persönlichkeiten einer neuen Freiheitszeit erreichten.

* 
Nun wurde ich doch recht hellhörig und beschloß, mich dem Bekannten anzuschließen. Es war mir zwar bekannt, daß alles auf des Messers Schneide stand, aber was wollte man wohl in einer Offizier-versammlung?
Etwa 30 Offiziere waren bei einem bekannten Regimentsführer versammelt. Es herrschte ein lebhaftes Kommen und Gehen, bis der Versammlungsleiter das Wort nahm und die Lage schilderte, so wie sie auch mir bekannt war. Dann aber schloß er seine Ausführungen:
„Morgen wird marschiert. Wir verfügen über die Brigade Ehrhardt, aber auch über andere Truppen. Die Sicherheitspolizei wird sich nach allem neutral
verhalten — es ist also keine Frage, daß die Reichshauptstadt morgen früh in unserer Hand ist."

Allgemeines Beifallsgemurmel.

„Schlafen Sie sich gut aus, meine Herren, denn in den nächsten Tagen werden Sie nicht mehr zum Schlafen kommen. Wir brauchen morgen alle Kräfte, wir treffen uns in aller Frühe an den bekannten Versammlungsplätzen.“

Ich war den Ausführungen mit steigendem Interesse, aber auch mit wachsender Unruhe gefolgt: war es denn wirklich schon so weit? Ich war mitten in eine Verschwörung hineingekommen? Man machte noch in dieser Nacht einen Putsch?

Nachdem der Verhandlungsführer noch weitere Einzelheiten und Verhaltungsmaßregeln gegeben hatte, ging ich zu ihm heran und fragte ihn, ob es denn wirklich wahr sei, daß Ehrhardt marschiere, und ob denn auch ein politisches Programm vorhan-
den sei.

„Alles ist fertig!“ wurde mir erklärt. „Unsere Ziele sind doch sonnenklar, die Auflösung der Marinebrigade und der andern Freikorps muß verhindert werden. Lüttwitz muß bleiben. Auch für ein allgemeines politisches Programm ist gesorgt, die Kundgebungen sind fertig, wir brauchen sie nur herauszugeben, wir brauchen nur zu rufen, und dann wird das ganze Volk aufstehen.
Die Ministerliste? Auch dafür ist gesorgt, ein paar alte Minister werden bleiben, Nosie vielleicht auch, sonst übernehmen wir Fachminister. — Die Hauptsache ist aber doch, daß jetzt das Schwatzen im Parlament aufhört!"

Nun wußte ich genug, mehr war auch aus dem Versammlungsleiter, der ja kein Politiker war, nicht herauszubekommen. Ich ging.

In Gedanken versunken, wanderte ich wieder durch das Brandenburger Tor. Nebel hatte sich auf den Pariser Platz gesenkt. Die Konturen des Tores traten nur schattenhaft aus dem Nebel hervor, und der Siegeswagen oben auf dem Tor schien in wallenden Nebel hineinzufahren.

Ich kaufte von einem schreienden Ausrufer die Abendzeitung. Da stand schon, daß Ehrhardt marschieren werde, die Verschwörung war aufgedeckt, und damit waren auch die letzten Schranken gefallen. Jetzt war die Lawine wirklich im Rollen, jetzt gab es kein Zurück mehr.

Das war nun wirklich eine Alarmnachricht, und ich kehrte natürlich sofort zum Kommando zurück.

Zu meiner Überraschung war auch dort noch voller Betrieb. Man wußte ausgezeichnet Bescheid, keiner wollte aber so recht mit der Sprache heraus. Man erklärte, daß es die Regierung nicht auf einen Kampf ankommen lassen wolle, sondern wahrscheinlich das Feld räumen werde. In der Nacht werde die Entscheidung fallen, ich solle nur am Morgen recht früh wiederkommen, dann werde man klarer sehen.

Ich war erstaunt über die angeregte und erwartungsvolle Stimmung . . .

* In dieser Nacht habe ich in meiner Wohnung in Charlottenburg lange schlaflos gelegen.

Ich dachte an die Brigade Ehrhardt, die nun auf dem Marsch nach Berlin war. Wenn die Regierung nicht nachgab, mußte ihr militärischer Widerstand entgegen gestellt werden. Truppen, die vor kaum zwei Jahren Schulter an Schulter im Felde gestanden hatten, sollten nun auseinander schießen? — Das war einfach unmöglich!

Ich hörte die Turmuhren eine Stunde nach der andern schlagen.

Nun war die feldgraue Kolonne schon nähergekommen, im Halbschlaf marschierte sie durch den
märkischen Sand auf den nebligen Lichtschein am Horizont zu, wo Berlin lag.

Die Reichshauptstadt lag vollkommen ruhig, immer stiller war es auf den Straßen geworden, nur ab und zu hörte man noch verhallende Schritte eines einsamen Nachtwanderers. Die Bürger schliefen.

Was würde es morgen für ein Erwachen geben? War dann am Brandenburger Tor ein Kampf im Gang — Blutvergießen zwischen Fronttruppen?

Ich wälzte mich schlaflos hin und her.

Daß die Polizei gegen Ehrhardt eingreifen würde, erschien mir nach meinem letzten Gespräch im Kommando unwahrscheinlich, im Gegenteil: man sah mit einer gewissen Sympathie dem Auftreten von Lüttwitz' zu. Man wurde aber unweigerlich mitten in die Geschehnisse hineingezogen, das bewies ja der Bericht in der Offizierversammlung. Brachte man nicht die ganze Polizei in Gefahr, wenn man jetzt mitmachte und kein politischer Führer von Format aufgetaucht war?

Der geplante Putsch war ein Staatsstreich von oben, der nur gelingen konnte, wenn sich das Volk erhob und sich hinter die neue Regierung stellte. Man mußte das ganze Volk zu einem flammenden Protest und zum Widerstand gegen den Geist der Unterwerfung aufrufen. War Kapp ein Führer, der dieser Aufgabe gewachsen war?
Dann fiel mir ein, daß mein Bruder verhaftet war. Sein Prozeß mit einer sensationellen Anklage stand auch noch bevor. Wenn die alte Regierung siegte, dann machte man ihm unter den ungünstigsten Verhältnissen den Prozeß; wenn die neue Bewegung aber siegte, dann war er morgen frei.

Mit diesem Gedanken schlief ich dann schließlich doch ein.

* 

Es war frühester Morgen, als ich fröstelnd auf der Bismarckstraße stand. Wie konnte ich nur möglichst rasch unter die Linden kommen? Die Untergrundbahnen fuhren noch nicht, Droschken waren auch keine aufzutreiben — schöne Aussichten!


Fahrer und, indem er den Dunst von der Feldküche einzog, „und Kaffee trinken je auch noch!“

Wir überholten die Wagen und kamen an einer marschierenden Kolonne vorbei. Trotz des Nachtmarsches von vielen Kilometern musterhafte Ordnung — ein Zeichen der scharfen Disziplin in der Truppe.

Wir trabten gemütlich weiter, überholten einige verschlafene Reiter und kamen dann zur Spitzkompanie. Sie marschierte mit kriegsmäßiger Sicherung. Einige Gruppen sah man im Nebel auch auf den Seitenwegen im Tiergarten als Seiten sicherung vorgehen.

Wir passierten nun auch die Spitze, wo man uns mit dem Gewehr unter dem Arm mißtrauisch musterte, unser trabendes Pferdchen aber nicht anhielt.


Wir befanden uns jetzt zweifellos zwischen den Linien. Irgendwo mußte ja schließlich die Reichswehr stehen. Ob sie ebenso schußbereit die anrückende Brigade erwartete? Dann konnte jeden Augenblick der erste Schuß fallen und im Anschluß daran ein wahrer Hexensabbat losbrechen.

266
Es blieb aber alles still.

Hinter uns im ungewissen Nebel konnte man die Spitze der Marinebrigade immer noch marschieren sehen, während unser braves Pferdchen langsam auf das Brandenburger Tor zutrabte.

Ich atmete auf, als ich unsern grünen Posten unter dem Torbogen stehen sah, dankte dem Fahrer und ließ mich gleich auf dem Pariser Platz absezen.

Ich ging auf den Posten zu und zeigte meinen Ausweis. Dann fragte ich: „Was würden Sie tun, wenn jetzt eine Schützenlinie oder eine Kolonne aus dem Tiergarten auftauchen würde?“

Der Beamte sah mich erstaunt an: „Eine Schützenlinie? — oder Truppe von den Unsern? Wenn sie die Ordnung nicht stört, wäre doch wohl nichts zu machen.“


*  

Im Kommando war man schon auf den Beinen.

Der Chef lächelte über meine Fahrt und die Antwort des Postens. Ehrhardt habe ein Ultimatum gestellt, das die Regierung einfach ablaufen lassen
werde. „Sie wird Berlin kampflos preisgeben. Die Minister und Ebert werden die Stadt verlassen, wenn sie noch nicht fort sind.

Kapp kann es sich nicht besser wünschen.

Sie können gleich zu Ehrhardt fahren und ihm mitteilen, daß die Sicherheitspolizei zusammen mit der Reichswehr die wichtigsten Gebäude in Berlin auf Befehl der Reichsregierung belegt hat. In dem Befehl steht allerdings, daß wir mit dem Schutze der Regierung beauftragt sind; aber wenn die Regierung selbst die Stadt verläßt, kann es ja nur unsere Aufgabe sein, für Ruhe und Ordnung zu sorgen.

Hier ist der Plan über unsere Aufstellung. Orientieren Sie Ehrhardt und sorgen Sie dafür, daß es keine Mißverständnisse gibt!“

Ich nahm Befehlsabschrift und Plan entgegen. So einfach also war es, einen Staatsstreich zu machen!

„Im übrigen können Sie dann gleich bei Kapp bleiben und uns ständig orientieren, damit wir wissen, was los ist. Sie können sich eines von den Autos nehmen.

Wenn Kapp nur gleich energisch eingreift!“

* 

Es war langsam 6 Uhr geworden, als ich im Auto wieder die Linden hinauffuhr. Um 7 Uhr lief das
Ultimatum Ehrhardts ab: es war also eine Stunde Zeit zu gewinnen.
Es galt jetzt rasch zu handeln.
Noch wußte niemand, daß Ehrhardt kampflos das Ziel seines Einmarsches erreicht hatte. Jetzt konnte Kapp alle Ämter befehlen und vielleicht auch noch die Regierung festnehmen, wenn er nur rasch handelte, um den Vorsprung auszunutzen.
An der Siegesallee stand die Kolonne Ehrhardts. Man hielt sofort meinen Wagen an.
In Begleitung von zwei mißtrauischen Bewaffneten wurde ich zu einer Gruppe von Offizieren geführt.
Er hörte mich ruhig an.
„Zeit, wozu?“ fragte Ehrhardt in seiner kurzen und trockenen Art.
„Zum Vorrücken.“
„Wohin denn?“
Ich war wirklich ehrlich erstaunt. „Das müssen Sie doch selbst am besten wissen!“
Den Rest mögen die andern selbst besorgen.“

Am Brandenburger Tor traf ich den Leiter der Offizierversammlung vom vorangegangenen Tage.
„Nun sagen Sie mir doch bloß“, so begrüßte ich ihn, „was ist denn hier los? — Wo bleiben denn die Führer, von denen Sie gestern sprachen? Ehrhardt steht an der Siegesallee und will nicht weiter vorrücken. Die alte Regierung ist wohl schon geflohen? Wir, die Polizei, haben die wichtigsten Gebäude in der Hand und bleiben neutral — es ist keine Zeit zu verlieren — alles erwartet ein energisches Zugreifen. Sie gehen hier aber in aller Gemütsruhe am Brandenburger Tor spazieren — das ist der merkwürdigste Staatsstreich, von dem ich je gehört habe.“

Der Major antwortete gar nicht, er deutete nur auf einen großgewachsenen Herrn mit einem breiten Bismarckhut, der auf der andern Seite der Chaussee
schon eine Zeitlang auf- und abgegangen war und nun einen General begrüßte, der seinem Auto entstieg.

„Dort sind ja Kapp und Lüttwitz!“ sagte er nur als Antwort auf meine Frage.

Wir gingen auf die Herren zu, der Major stellte mich vor, und ich machte als Verbindungsoffizier der Polizei meine Meldung. Ich betonte, daß die Polizei sich zur Verfügung stelle, um die Ruhe und Ordnung aufrechtzuerhalten.

Kapp gab mir dankend die Hand, und dann gingen die beiden Herren eifrig sprechend weiter auf und ab.

Inzwischen hatten sich auch einige andere Herren eingefunden. Ich begrüßte den früheren Polizeipräsidienten von Jagow. Ich konnte nicht an mich halten und fragte: „Nun sagen Sie mir doch, bitte, wann beginnt denn hier eigentlich die Gegenrevolution?“

„Haben Sie es denn so eilig?“ fragte der Angesprochene.

„Ich begreife rein gar nichts. In diesem Augenblick ist die Regierung auf der Flucht, eine neue kann sich also einfach auf den Ministerfesseln niederlassen und anfangen zu regieren, wenn der Staatsstreich wenigstens einen Sinn haben soll. Kostbare Zeit geht verloren, während der man verhindern könnte, daß die alte Regierung ihre Anhänger zum Widerstand auffordert!“
Kapp, der die letzten Worte gehört hatte, trat heran: „Nur keine Gewaltmaßnahmen, meine Herren! Das Volk muß sich freiwillig auf unsere Seite stellen. Und treten Sie bitte etwas zurück, meine Herren, denn jetzt wird die Brigade Ehrhardt vorbeimarschieren.“

Von der Siegesallee her hörte man Trommelwirbel.

Die Truppe näherte sich.

Der General von Lüttwitz, der ein paar Schritte vorgetreten war, wandte sich zu uns. Wir warteten, daß er ein paar zündende Worte sagen würde, die uns allen am Herzen lagen. Er sagte aber nur: „Meine Herren, die 2. Marine-Brigade.“

Dann war auch schon die Marineflagge heran, die im frischen Morgenwinde der Truppe vorangebracht wurde. Lüttwitz grüßte, während wir die Hüte abnahmen. Lüttwitz rief: „Hurra, hurra, hurra!“

Wir waren wenig auf diesen plötzlichen Hurraruf vorbereitet, und so klang denn das Echo ein wenig dünn. Nur ein paar Arbeiter, die zu ihrer Arbeit gehen wollten, drehten sich am Brandenburger Tor um und sahen erstaunt zu uns herüber.

Dann kam Ehrhardt mit seinem Stab vorüber und dahinter die Truppe.

Ich habe diese Marine-Brigade ganz nahe vor mir
gesehen. Ich sah die sonnverbrannten Gesichter, den entschlossenen Zug um den Mund und die Augen, welche den Führer suchten.

Im stampfenden preußischen Paradeschritt kam die Truppe vorüber, der seit der Zeit Friedrichs des Großen Tradition der Armee und Prüfstein eiserner Disziplin gewesen ist. Man fühlte, daß einer der Vorübermarschierenden wie der andere seinem Führer Ehrhardt auf Leben und Tod ergeben war.

Wenn ich eben bei dem dünnen Hurra des Generals von Lüttwitz noch Zweifel an der Gewalt der Bewegung hatte, dann schämte ich mich jetzt vor dieser Truppe meiner Gedanken. Hier war ein fester, nationaler Wille. Ich sah in diese Marschordnung hinein und sagte zu mir selbst, gleichsam wie ein feierliches, stilles Gelöbnis: „Ich weiß, was ihr wollt, wir Feldgraue haben alle dasselbe gewollt seit 1914, und auch ich habe und werde immer meine Kräfte dafür einsetzen.“

Nach dem Vorbeimarsch setzte die Truppe die Gewehre zusammen, und Lüttwitz verabschiedete sich, um ins Reichswehrministerium zu fahren. Kapp brachte ein Hoch auf ihn aus, als er seinen Wagen bestieg.

Mein Dienstauto kam nun auch langsam heran. Ich sah auf die Uhr, es war nun glücklich 7 Uhr geworden.
Kapp trat zu uns und sagte ganz vergnügt: „Nun, dann wollen wir einmal.“ Ich machte eine einladende Handbewegung zu meinem Wagen, und Kapp stieg zusammen mit Iagow ein, während ich mich neben den Chauffeur setzte.

„Wohin?“ fragte ich.

„Zur Reichskanzlei natürlich."

Wir fuhren also durch das Brandenburger Tor, wo der Posten das Dienstauto erkannte und grüßte.

In der Wilhelmstraße lag das Auswärtige Amt noch in tiefem Schlaf, die ganze Straße war totenstill.

Der Posten vor der Reichskanzlei war ebenfalls von der Polizei gestellt, er ließ uns grüßend durch, während der Kies der Einfahrt bereits unter den Reifen unseres Autos zu knirschen begann. Als wir am Portal hielten, sprang ich heraus.

Kapp richtete sich in seiner ganzen Größe im Wagen auf. Vor dem Portal blieb er noch einmal kurz stehen und holte tief Atem. Dann betrat er das Haus.

Ein Diener, der hinter der Tür gestanden hatte, verbeugte sich leicht, während aus dem Hintergrund, wo er gewartet hatte, der Staatssekretär Albert auf uns zukam.

„Bitte sehr, meine Herren, was wünschen Sie?“ „Daß Sie so bald wie möglich das Haus verlassen!“ antwortete Kapp brutal.
„Mit welchem Recht betreten Sie dieses Haus?“ antwortete der Staatssekretär eine Tonart schärfer.
„Mit demselben Recht, mit dem Sie es am 9. November betreten haben.“

Der Staatssekretär machte schweigend die Andeutung einer Verbeugung. Man hatte das Gefühl, daß er auf irgendetwas wartete. Ich selbst überlegte mir schon im stillen, was ich anfangen sollte, wenn Kapp befahl, ihn in Schutzhaft zu nehmen, und ich legte mir die Frage vor, ob eine solche Handlung dann auch noch „zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung“ gehörte.

Kapp maß ihn aber nur mit den Augen und blieb, scheinbar unschlüssig, stehen.

Der Staatssekretär machte aber wieder eine kleine Verbeugung, diesmal vielleicht eine Ahnung freundlicher, und sagte: „Der Herr Vizekanzler befindet sich oben.“ Dann trat er zurück und verschwand in den hinteren Räumen.

Kapp zuckte nur die Achseln und ging die kleine, teppichbelegte Treppe zum ersten Stock hinauf. Iagow blieb immer neben ihm.

Beim Hinaufgehen fragte dann Kapp: „Wer ist denn eigentlich Vizekanzler?“, worauf sich Iagow fragend nach mir umsah.

Ich muß sagen, daß ich den Namen des Vizekanzlers Schiffer nur stotternd über die Lippen brachte
vor lauter Erstaunen. Hier hatten die Herren seit Monaten einen Staatsstreich vorbereitet, sie setzten sich im entscheidenden Moment über die Gesetze hinweg und wußten nun, im Hause der Reichsregierung, nicht einmal, wer Vizekanzler war! Aber nun war keine Zeit mehr zum Überlegen.

Im ersten Stockwerk waren alle Gänge leer. Kapp betrat ein kleines Konferenzzimmer, wohin wir ihm folgten.

Von der anderen Seite kam auch gleich ein Diener herein und öffnete ein paar Flügeltüren.

Der Vizekanzler trat Kapp entgegen.

„Was wünschen Sie hier, Herr Geheimrat Kapp?“ fragte der Minister in sehr bestimmtem Ton.

„Daß Sie sich so bald wie möglich von hier entfernen!“ sagte Kapp wieder, nicht minder energisch.

„Sie wollen also Gewalt anwenden?“ „Ich will nur, daß Sie gehen“, antwortete Kapp eine Spur höflicher.

„Dann bleibe ich hier!“ erklärte der Minister bestimmt.

„Und ich muß Sie dann in diesem Falle entfernen!“ rief Kapp.

Der Minister trat einen Schritt zurück: „Herr Generallandschaftsdirektor Kapp, dann mache ich Sie
auf die staatsrechtlichen und strafrechtlichen Folgen dieses Schrittes aufmerksam.“

Es war einen Augenblick still, bis Kapp ruhig sagte: „Ich weiß allein, was ich tue.“

Der Minister Schiffer ging in guter Haltung ab. Er schien noch einen Augenblick zu zögern und war sichtlich erleichtert, daß ihn Kapp ohne weiteres gehen ließ.

Als wir allein waren, sagte Kapp ganz gemütlich: „Na, soweit sind wir nun glücklich.“ Dann ging er an eine Nebentür: „Was ist denn hier für ein Raum? Aha, das Arbeitszimmer, na, hier werde ich also vorläufig einmal bleiben."


Ich begann mich häuslich einzurichten und hob auch den Fernsprecher ab, bekam aber keine Antwort. Streik! dachte ich, der erste Widerstand von Beamten. Das kommt davon, wenn man so lange hummelt.
Von meinen früheren Besuchen im Hause her wußte ich recht gut Bescheid und ging also zur Zentrale hinunter, wo ich meinen Apparat direkt auf Amtsleitung umstöpselte. Ich sah gerade noch das Telephonfräulein das Haus verlassen. Sie schien es sehr eilig zu haben. „Nur keine Angst, mein Fräulein“, sagte ich grimmig zu mir selbst, „hier wird keine Gewalt angewendet, hier läßt Kapp alle laufen."

Dann rief ich den Chef der Polizei an und meldete ihm das Eindringen Kapps in die Reichskanzlei. Ich bat um ein paar Leute zur weiteren Absperrung und für den vorläufigen Telephondienst.

„Mischen Sie sich aber nicht in politische Angelegenheiten hinein!“ sagte der Oberst. „Bleiben Sie, wo Sie sind — um Ruhe und Ordnung aufrechtzuhalten!“

Nun ja, dachte ich für mich im stillen, wie man es eben nimmt. Schließlich hatte das Spiel ja schon längst begonnen.

*  

Im ganzen Reichskanzlerpalais war es jetzt totenstill.  

Als ich wieder in das Zimmer der Sekretäre kam, rief mich Kapp zu sich. Er zog ein Schriftstück aus der Tasche. „Das ist mein Manifest, lassen Sie es sofort verbreiten!“
Ich nahm das Schriftstück und zog mich damit in das Nebenzimmer zurück. Es war ein mit Bleistift geschriebener und schwer leserlicher Entwurf. Ich hatte kaum begonnen, den Schriftsatz durchzusehen, als mich Kapp auch schon wieder hineinrief. Diesmal sagte er nur kurz: „Alle Zeitungen sind zu verbieten — danke!“

Ich zog mich wieder in mein Zimmer zurück. Teufel auch, dachte ich für mich, das geht ja hier Schlag auf Schlag; aber wie soll das denn durchgeführt werden können?

Das Zeitungsverbot gefiel mir ganz und gar nicht. Man schuf sich Feinde vom ersten Augenblick an und brauchte doch die Presse, um breite Volkschichten über den Sinn des Staatsstreiches aufzuklären. Ich beschloß, Kapp davon abzubringen, obgleich mich ja, streng genommen, die Sache gar nichts anging.

Als ich eintrat, sahen mich Kapp und Iagow fragend an.

„Herr Geheimrat haben mir das Manifest zur Verbreitung gegeben, das habe ich nun hier in der einen Hand, und in der anderen habe ich das Verbot aller Zeitungen.“

„Na, und?“ fragte Kapp stirnrunzelnd.

„Wenn die Zeitungen verboten sind, dann können sie doch das Manifest nicht mehr herausbringen!“

„Lassen Sie es eben drucken und verteilen!“
,,Das geht aber doch nicht so rasch, Herr Geheimrat — und wir geben nur Gerüchten freien Lauf. Kann das Verbot nicht so gegeben werden, daß man einstweilen nur die radikalsten Blätter verbietet?"

,,Nein, gleiches Recht für alle!"

,,Oder daß wir das Manifest herausgeben und später erst die Zeitungen verbieten?" Bei diesen Worten war ich an Iagow herangetreten und flüsterte ihm leise zu: ,,Herr von Iagow, helfen Sie mir doch!"

Herr von Iagow stand auch sofort auf: ,,Ich muß auch sagen, Herr Reichskanzler, daß —."

Aber Kapp unterbrach ihn brüsk: ,,Die Zeitungen sind und bleiben verboten, und das Manifest ist sofort unter die Leute zu bringen."

Kapp sah mich erstaunt an: „Dann sagen Sie eben dem Reichswehrministerium Bescheid!“

Ich zog mich wieder in das Nebenzimmer zurück.


Gott sei Dank erschien auch ein mir recht gut bekannter Journalist, mit dem ich schon oft zusammen gearbeitet hatte.

Ich versprach ihm sofort eine Abschrift des Manifesstes und bat ihn, es so rasch wie möglich auch an die Telegraphenbureaus weiterzugeben. Dann klagte ich ihm mein Leid wegen des Zeitungsverbotes.

„Welches Unglück!“ jammerte er.

„Diese Nachricht ist also nur für Sie bestimmt, damit Sie einsehen, daß Sie sich soviel wie möglich beileiten müssen.“

Dann diktierte ich ihm, was ich über die letzten Maßnahmen der Regierung und über den Einmarsch von Ehrhardt und über Kapp und sein Programm wußte. Ich versuchte, soviel wie möglich die
Schritte Kapps zu erklären, und stellte auch von allem Anfang an die neutrale Haltung der Polizei in das rechte Licht.

Inzwischen war Fräulein Kapp mit den Abschriften des Manifestes fertig geworden. Ich gab dem Journalisten ein Exemplar und bat ihn, die Telegraphenbureaus anzurufen und ihnen den Text durchzugeben.


Ich trat mit den Leuten in den Vorraal, wo die Stimmen durcheinanderschwirrten. Man bestürmte mich mit Fragen: „Wo ist Kapp? — Was soll jetzt
werden? — Kapp soll sprechen! — Großartig, was?" Nach dem geglückten Einmarsch wollten nun alle mit dabei sein: Offiziere, Abgeordnete, Industrielle und Journalisten, bekannte Politiker, kurz, der ganze Vorraum war voll.

Als ich wieder in das kleine Zimmer zurückkam, empfing mich Fräulein Kapp mit der Frage: „Ich habe hier die ganzen Ministerernennungen, wollen Sie mir nicht helfen?“ Ich nahm die Liste. Es schien nur die Ernennung Jagows zum Innenminister festzustehen, bei den anderen Posten standen zwei oder auch drei Namen. Man schien sich also nicht einmal über die Minister klar zu sein!

„Ich habe leider noch nie in meinem Leben Minister ernannt“, meinte ich scherzend zu Fräulein Kapp. „Aber in diesem Fall wird es ja auch weniger auf die Form ankommen, sondern darauf, daß die Herren einen schriftlichen Auftrag erhalten.“ Wir einigten uns also über einen uns geeignet erscheinenden Text.

Unsere Absperrung schien auf einmal besser zu funktionieren. Es war stiller geworden, und nun wurde der erste Besucher für mich angemeldet. Es war der Verbindungsoffizier von der Nachrichtenstelle „Deutsche Wirtschaftshilfe“. 283
Er lächelte, als er hereinkam, und sagte nur: „Da draußen ist ja ein toller Betrieb. Viele zweifelhafte Figuren im übrigen!“

Dann legte er kurz und sachlich die ersten Nachrichten aus dem Reich vor. In Hamburg und Breslau war die Kappregierung ausgerufen worden. Niemand wußte aber so recht, was los war.

Mitten im Gespräch wurden wir durch einen telefonischen Anruf aus Dresden unterbrochen:
„Hier Nachrichtenoffizier der ,Sipo’ in Dresden.“

Ich meldete mich und begrüßte ihn als alten Bekannten.


„Moment mal, werde eben Kapp fragen!“

Ich stürmte zu Kapp hinüber und teilte ihm und Jagow in kurzen Worten die Meldung und die Anfrage mit.

„Ich will keine Gewalt anwenden“, sagte Kapp.
Wenn das Volk gegen die Novemberverräter aufsteht, mögen sie ihre gerechte Strafe erleiden — ich will aber nicht den ersten Stein gegen sie werfen."

"Die Polizei befürchtet aber eine Störung von Ruhe und Ordnung in Dresden, Herr Reichskanzler", sagte ich, und diesmal betonte ich die Anrede Reichskanzler', die ich bisher immer vermieden hatte, "die abgesetzten Minister werden sich schon wehren, sie werden den Streik proklamieren oder sogar das Volk zum Bürgerkrieg aufrufen. Sie werden die Bürger gegen die neue Negierung hetzen und die Beamten zum passiven Widerstand auffordern; die Beamten der Reichskanzlei sind ja bereits verschwunden."

Die Polizei in Dresden und wohl auch die militärischen Stellen sind bereit, die Minister — vorläufig wenigstens — in Schutzhäft zu nehmen, bis man die weitere Entwicklung der Dinge übersieht."


Da gab ich es auf.

In meinem Zimmer nahm ich den Hörer auf: "Hallo — noch da? Hören Sie, der Geheimrat Rapp hat keinen ausdrücklichen Befehl gegeben, die frühere Regierung in Schutzhaft zu nehmen. Sie haben also von sich aus zu entscheiden, ob Sie aus
Gründen der öffentlichen Ruhe und Ordnung ein- 
schreiten müssen."

„Au — verflucht — fangt ihr so an!“ hörte ich 
Dresden sagen. „Ich denke, Rapp ist Diktator, und 
ihr habt einen Staatsstreich gemacht — ihr seid ja 
noch weicher als die früheren!"

„Rapp will keine Gewalt anwenden."

„Sonst ist er aber normal, was? Ist er sich denn 
nicht klar darüber, daß es um seinen Kopf geht, 
wenne die andern seiner habhaft werden?"

„Sie hören ja, was ich Ihnen sage: er will nicht. 
Ich habe mein Bestes getan — tut mir selbst leid — 
aber ich kann es nicht ändern."

Ich sah kopfschüttelnd vor mich hin.

Dann sing der Nachrichtenoffizier wieder an mit 
seinen Meldungen: In Ober-Schlesien Ruhe, aber ein 
Aufruf der Polen, die Lage auszunutzen. „Da wird 
es wohl bald dicke Luft geben."

Nachdem ich den Nachrichtenoffizier weggeschickt 
hatte, der versprach, uns dauernd auf dem laufenden 
zu halten, wurde einer meiner Freunde gemeldet, 
der sich in weiser Voraussicht glücklich ein paar 
Stullen eingesteckt hatte, die wir mit Fräulein Kapp 
teilten.

Mein Freund schien recht guter Dinge. „Ihr soll-
tet mal den Betrieb Unter den Linden sehen! Die
Menschen sind ja plötzlich wieder national geworden!
Die Regierungstruppen haben sich weiße Hakenkreuze auf die Stahlhelme gemalt, als Zeichen der nationalen Erhebung. Ganz Berlin ist auf den Beinen! Es ist schwarz von Menschen! Ich werde —

Doch ich hob abwehrend die Hände: „Diese Sache gefällt mir hier noch nicht recht. Da haben die Leute immer von den Führern gesprochen, und nun, nachdem sie kampflos eingerückt sind, da fehlen die Führer. Es klappt alles nicht, und Kapp will keine Gewalt anwenden."

„Keine Gewalt anwenden? — und der Staatsstreich?"

„Er scheint zu glauben, daß er sich einfach auf einen Ministersessel setzen und regieren darf. Er ist sich scheinbar auch nicht darüber klar, daß er sich außerhalb der Gesetze gestellt hat und nun vogelfrei ist, und daß der Gehorsam nur von den Spitzen der Bajonette abhängt.

Die Beamten aber sind schon alle weggelaufen, wohl, weil ihnen die alte Regierung gedroht hat, daß sie sonst ihre Stellung verlieren — und der Beamtenstreik wird natürlich einen allgemeinen Streik nach sich ziehen."

„Kapp scheint ja ein weltfremder Idealist zu sein."
„Vielleicht, ich kenne ihn noch zu wenig, anderseits
ist er aber wieder sehr bestimmt, da hat er zum Beis- spiel alle Zeitungen verboten."

,,Alle?"

,,Ja, alle. Auch die befreundeten Blätter. 'Gleiches Recht für alle', hat er gesagt, gleiches Recht also auch für unsere Widersacher."

,,Mein Gott, und damit glaubt er durchzukommen?"

,,Er glaubt eben an seine Mission und ein gewaltiges Aufstehen des Volkes. Im Hintergrund aber lauern natürlich schon die roten Matrosen und Bolschewiken, ob etwas für sie abfällt. Es war im Anfang auch nur ein Manif est mit allgemeinen Rede- wendungen da, jetzt warten wir alle auf ein Programm der Wirksamkeit. Auch die Minister sind noch nicht bestimmt."

,,Ich denke, wir haben eine Militärdiktatur?"

,,Eigentlich nicht", sagte ich, ,,aber vielleicht wird noch eine daraus."


* 

Unter den Herren, die Kapp zu sprechen wünschten, waren auch einige führende Bankherren, von denen mir einer persönlich bekannt war. Er sagte mir: ,,Wir müssen unbedingt Kapp sprechen. Wir
kommen gerade vom englischen Gesandten. Die Herren Diplomaten werden das Spiel voraussichtlich nicht verderben.

Die Mark ist an den ausländischen Börsen natürlich wieder gefallen, nachdem sie nun schon seit langem immer weiter gefallen ist. Nach einem Staatsstreich ist es ja auch nicht anders zu erwarten. Es hat aber nicht so viel zu bedeuten, wenn wir nur sonst vorwärts kommen. Wir müssen aber Kapp sprechen, wir wollen selbst beurteilen, ob eine günstige Entwicklung möglich ist."

Ich meldete die Herren an und sorgte dafür, daß sie nicht allzu lange warten brauchten. Es hatte sich nämlich schon ein ganzer Strom von Besuchern eingefunden: alle möglichen Leute. Neben solchen, die hier wirklich etwas zu suchen hatten, auch Abenteurer, die im trüben zu fischen gedachten. Unter den Politikern waren aber auch einige, die nur gekommen waren, um zu bitten, daß man sie wieder von der Anwärterliste streiche, auf die man sie, ohne sie zu befragen, gesetzt hatte.

Schnitzler hatte eine Presseabteilung Kapps aufgezogen, aber neben ihm behaupteten auch noch andere, denselben Auftrag bekommen zu haben. Infolgedessen bekam die Presse den denkbar schlechtesten Eindruck von Kapps Regierung. Der Rechtsanwalt Bredereck meldete sich gleichfalls bei mir als

19 von Kessel, Handgranaten und rote Fahnen
neuer Pressechef und fragte, ob die Zeitungen wirklich alle verboten seien. Ich hatte wenig Lust, mich über diese Frage in eine Diskussion mit Unbekannten einzulassen, am allerwenigsten mit diesem früheren Rechtsanwalt, über den so viel Ungünstiges bekannt geworden war. Ich antwortete daher kurz und bündig: „Die Zeitungen sind verboten und bleiben verboten!“

Dieser kleine Vorfall, den ich im Drang wichtiger Ereignisse bald wieder vergaß, sollte später noch ein Nachspiel haben.

* Fräulein Kapp war inzwischen in die private Dienstwohnung des Reichskanzlers gezogen, die der Vorgänger sehr rasch geräumt hatte.


Kapp hatte sich auch einige Minuten Ruhe gegönnt. Man saß zwanglos um den Tisch herum. Es war eine Art ostpreußischer Familienkaffee.

Ah, dieser Geist, der uns 1914 hochgetragen hat — er wird auch jetzt wieder in einer allgemeinen Volksbewegung auferstehen. Die neue freiheitliche Regierung wird von den Wogen des Volksvertrauens getragen werden!

Wir wollen die Freiheit und keine Gewalt. Das Volk selbst soll entscheiden, ob es Fachleute mit reinen Händen an Stelle der unwürdigen Partei- bonzen haben will.

Mit der Entente werden wir schon einig werden, wenn wir auch die sogenannten Kriegsverbrecher nicht ausliefern werden. Ein Sturm der Entrüstung wird sich gegen diesen Schmachparagraphen des Friedensvertrages erheben. Mit der schamlosen alten Regierung ist es jetzt vorbei!

Wir werden aber auf legalem Weg vorgehen und keinen Terror wie bei den Roten bei uns dulden."

* Am Abend glich die Reichskanzlei einem Heerlager.

In einer dunkeln Ecke schlief ich in der Nacht ein paar Stunden, während eine Wache alle Meldungen der Nacht entgegennahm.

*  

Berlin verlassen, als der Haftbefehl gegen ihn herauskam, und also den Einmarsch nicht mehr mitmachen können. Ein großer Teil der anderen Herren, darunter auch mein Bruder, waren vor dem Putsch doch noch verhaftet und im Polizeipräsidium eingeliefert worden, aber natürlich am Morgen des Kapp-Putsches entlassen worden. Mein Bruder hatte wieder seine Polizeiabteilung in Charlottenburg übernommen.


* 

Im Laufe des Tages waren dann wenigstens so viele Minister ernannt, daß eine Kabinettssitzung
abgehalten werden konnte, wozu auch einige Mitglieder der früheren „Nationalen Vereinigung“ zugezogen wurden.

In den Vorzimmern durfte nur halblaut gesprochen werden.

* 

An diesem zweiten Tage erschienen auch die ersten Vermittler der alten Regierung, und Kapp verhandelte mit ihnen.

Das erschien mir so wichtig, daß ich den Chef der Polizei davon unterrichtete. „Was? — er verhandelt mit den Novemberleuten? Ist er schon so weit? — Ich werde sofort kommen und Bescheid verlangen.“

Gleichzeitig wurde ich auch schon von einem Vertreter der Industrie angerufen und gebeten, in das Hotel Bristol Unter den Linden zu kommen.


Im Hotel Bristol war der reinste Börsenbetrieb. Man machte dort Valutageschäfte in der fallenden
Wenn man nur richtig lag, konnte man die größten Geschäfte machen.

Der Vertreter der Industrie empfing mich ernst und mit deutlichem Abscheu vor dem Getriebe im Hotel. Er sprach mit ungewohnter kühler Zurückhaltung. Ich schilderte den ganzen Verlauf der Ereignisse, und wie wir hineingekommen waren, als die Lawine bereits im Rollen war.

„Hier gilt es einzугreifen, wenn man noch eingreifen kann!“ sagte der Generaldirektor. „Wir müssen einmal nachsehen, ob Stinnes noch in der Stadt ist. Fahren wir hin!“

Wir fuhren zur Lichtensteinallee.

Stinnes war aber persönlich nicht anwesend, nur einer seiner nächsten Helfer und sein Sohn Edmund.

Ich wiederholte meinen Bericht. „Der ganze Wiederaufbau, den wir so mühselig angefangen haben, ist in Gefahr. Wie kann man nur so alles auf eine Karte sehen! Unsere Arbeiter müssen jedes Vertrauen verlieren, sie werden ja geradezu den roten Führern in die Arme getrieben!“

„Wenn Kapp wenigstens durchgreifen wollte!“ meinte der Sohn. „Nur nicht nachgeben, und wenn sie mir die ganzen Hochöfen zusammenschießen!“ hat mein Vater gesagt.“

„Die Kapp-Regierung verhandelt bereits mit der alten Regierung“, jagte ich kurz.
„Ach, um Gottes willen, schon Schluß!“ fuhren die Herren auf.

„Kapp ist anderer Meinung: er wollte von allem Anfang an mit der alten Regierung zusammenarbeiten."

„Aber ich bitte Sie: wir haben doch alle Kapp für einen Diktator gehalten! Was hat sich der Mann denn bloß gedacht? Da hat er uns ja eine schöne Suppe eingebrockt. Haben Sie denn nicht einen einzigen Offizier von Eisen und Stahl, der gleichzeitig ein politischer Kopf ist?"

Man gab mir die Hand: „Wir wissen, daß Sie nichts ändern konnten. Versuchen Sie es wenigstens so einzurichten, daß die Polizei einigermaßen intakt aus dem Schlammel herauskommt!"

Nach diesem Besuch entschloß ich mich, nicht gleich zur Reichskanzlei zurückzufahren, sondern etwas durch den Tiergarten zu gehen, um nachzudenken.

War es denn wirklich schon Schluß? Auch ich hatte ja meine Bedenken gegen Kapp; aber gab es denn wirklich keinen Mann, der hier eingreifen könnte?

Mir fiel auf einmal mein alter Oberbefehlshaber, der General von Falkenhayn, ein, und ich beschloß, sofort zu ihm zu fahren.

„Natürlich ist alles schon im Abrutschen“, sagte er, nachdem er mich angehört hatte. „Diesen Kapp kenne ich von früher: eine sonderbare Mischung von Freiheitsideen und von Bürokratismus. Ein großer Redner, ein Mann von Ideen — aber kaum ein Mann der Wirklichkeit. Wer nur auf die Idee gekommen sein mag, ihn Diktator spielen zu lassen? Unter den Namen, die Sie mir da nennen, ist aber auch nicht ein einziger von einem Mann, der die Situation retten könnte!“

Er schwieg, um dann plötzlich aufzufahren: „Daß aber auch alles in dieser verdammten Zeit zum Teufel gehen soll!

Der Zeitpunkt des Putsches war gar nicht einmal schlecht gewählt. Im Anfang hätte man ja noch alles erreichen können: die Regierung auf der Flucht, vollkommen freie Bahn — ein leiser Druck auf die Beamten, und der ganze Regierungsapparat wäre in seiner Hand gewesen. Daß er den anderen Zeit gelassen hat, insbesondere die Beamten einzuschüchtern, war ein schwerer Fehler!

297
Jetzt kommt natürlich der Generalstreik, und damit ist es hier in Berlin aus.
Bei einem Staatsstreich sind die ersten Vorläufer aber oft genug nur Schrittmacher für diejenigen, die nachher kommen."
,"Wenn Exzellenz vielleicht selber —", fiel ich ein.
Nein, die Reaktion muß einmal von der Jugend kommen. Später einmal, wenn es erst so weit ist!
Nein, so leid es mir tut, mir scheint das Schicksal dieser Kapp-Regierung besiegelt. Sie könnte nur noch gerettet werden, wenn draußen im Reich ein großer Mann aufstünde — man wird ja sehen."

* 
Schweren Herzens fuhr ich zur Reichskanzlei zurück.
Ich traf dort auch den Kommandeur und den Chef der Polizei und sagte ihnen meine Bedenken. Der Chef nickte nur, er hatte längst dieselbe Anschauung. Er hatte auch den Vertrauensrat der Polizei zusammengerufen, um ihm die Handlungsweise des Stabes mitzuteilen. Man war damit einverstan-

Man erzählte mir, daβ man versucht habe, Geld bei der Reichsbank abzuhobe{. Der Reichsbankchef habe aber geantwortet, daβ er nur etwas herausgeben könne, wenn er dazu gezwungen werde.

„Nun, und haben Sie ihn denn gezwungen?“ fragte ich interessiert.

„Aber wo denken Sie denn hin, wir sind doch keine Einbrecher!“

„So —?“ sagte ich. „Aber in die Reichskanzlei sind Sie doch auch eingedrungen!“

„Mit Ihnen ist ja gar nicht zu reden!“ sagte man und wandte sich ab.

Es war also immer noch dasselbe Bild: man hatte viel geredet, man hatte „durchgreifen“ wollen, wenn es dann aber galt, wirklich zuzufassen, dann scheute man vor der Gewalt zurück. Die Beamten wollten gezwungen werden, damit sie keine Verantwortung trafen, aber die Kapp-Regierung wollte diesen Zwang nicht ausüben und keine Verantwortung übernehmen.

Sie hatte deswegen auch nicht einmal Geld, um die Flugblätter zu bezahlen.

Die Nachrichten aus der Provinz klangen jetzt
schon düsterer. Dort war schon Blut geflossen im Kampf für und gegen Kapp, aber auch dort stand kein Diktator auf.

Im Gegenteil, in der Nacht vom 14. zum 15. erschien der General Maerker als offizieller Vermittler der Reichsregierung, während die bisherige Fühlungnahme nur inoffiziell gewesen war.

* 

Der bisherige Abteilungschef im Innenministerium, der Geheimrat Doyé, der sich um die Organisation der Polizei die größten Verdienste erworben hatte, war unter Jagow zum Staatssekretär ernannt worden. Er fragte mich am nächsten Tag nach meiner Stellung zu der Entwicklung.

„Ich bin mit Wissen und Willen meiner Vorgesetzten und der Beamten hier, aber ich kann auch nichts ändern. Ich werde aber die Polizei warnen, wenn es notwendig sein soll. Es wäre ja ein Jammer, wenn die mühsam aufgebaute Organisation nun auch noch in den Zusammenbruch hineingezogen würde.“

„Ich habe sie bereits gewarnt“, sagte der Staatssekretär leise, und dann ging er. Es war das letzte Gespräch, das ich mit ihm hatte.

 Wenige wußten so gut wie er, daß auf Jahre hinaus keine nationalen Ideen mehr in der Polizei
großgezogen werden konnten, wenn dieser erste Versuch einer nationalen Erhebung scheiterte.

* 

Es kamen nun schon Alarmmeldungen aus dem Reich. In Hamburg fanden Kämpfe mit Baltikumtruppen statt. Der Generalstreik und der Verkehrsstreik waren eine Tatsache im ganzen Reich.

Ich gab die Meldungen wortlos weiter.


Von anderer Seite wurde bereits mitgeteilt, daß sich Kapp mit der alten Regierung geeinigt hätte, aber diese Meldung war durchaus verfrüht. Sie war scheinbar von der alten Regierung verbreitet worden, um die Anhänger Kapps irrezuführen.

Man begann jetzt schon, ganz offen über den Rücktritt Kapps zu sprechen.

* 

Die meisten Verhandlungen drehten sich nur noch um die Amnestie. Kapp tat sein möglichstes, um alles auf sich zu nehmen und seinen Helfern Straf-
lösigkeit zu verschaffen. Bei den Truppen, die mitgemacht hatten, handelte es sich ja besonders um die Führer. Die ganze Truppe konnte ja nicht bestraft werden.

Gegen Abend kam einer der neuernannten Kommandanten zu mir.

„Glauben Sie, daß man uns etwas anhaben kann?“


„Die Führer, aber nicht die Mitläufer!“

„Eben“, sagte ich, „und der Herr Major hatten als Kommandant eine so hohe Stellung, daß Herr Major auch werden dran glauben müssen!“

Da zog der gute Major bekümmert ab — und ich hatte es doch wirklich nur ironisch gemeint!

* 

Gegen Abend fühlte ich das Bedürfnis, endlich wieder einmal aus diesem Heerlager hinauszukommen und irgendwo ein wenig warmes Essen in Ruhe zu verzehren. Wir waren nun drei Tage lang ununter-
brochen in der Reichskanzlei anwesend, und das allein konnte auch einen jungen Menschen wie mich ermüden.

Ich ging mit ein paar Freunden zu einer kleinen Weinstube in der Wilhelmstraße.

Infolge des Generalstreikes lag Berlin vollkommen im Dunkeln. Die Truppen hatten zwar große Scheinwerfer Unter den Linden aufgebaut, aber die erhöhten mit ihrem plötzlich aufflammenden grellen Licht nur den unheimlichen Eindruck.


Mit einem wahren Heißhunger verzehrten wir das warme Essen und genossen dann zufrieden die ruhige, warme Stimmung in dem gemütlichen Lokal. Es war eine notwendige Nervenentspannung.

Bei der Rückkehr krachten an der Leipziger Straße ein paar Schüsse. Die Kugeln pfiffen hart an uns vorbei, weswegen wir uns sofort in Laufschritt setzten.

Auf dem Wilhelmsplatz blieben wir stehen, damit uns die eigenen Wachen nicht beschossen, wenn wir im Laufschritt ankamen. Wir riefen den Posten
an, der uns grinsend durchließ. „Hier ist jetzt manchmal dicke Luft“, sagte er nur.

* 

Am 16. verhandelte Kapp offiziell durch verschiedene Mittelsleute mit der alten Regierung. Er selbst war jetzt schon zum Rücktritt bereit. Eine Alarmnachricht jagte die andere.


Altona, 6 Uhr früh. Truppen Wangenheims teilweise übergelaufen, Wangenheim abgedankt.


Kapp kämpfte tapfer um die Amnestie für seine Helfer. Als Kapp erreicht hatte, was unter diesen Umständen noch zu erreichen war, zog er sich zurück, während der General von Lüttwitz beschlossen hatte, solange wie irgend möglich auszuhalten, um Blutvergießen zwischen den Truppen zu verhindern.

Man hat später gewissen Kommandeurbesprechungen, die in der Reichskanzlei stattfanden, entscheidende Bedeutung zugemessen.
Aber damals war die Entscheidung längst gefallen. Es konnte sich höchstens noch um die Form des Abganges handeln.

Es hatte keinen Zweck mehr, wenn man laut seine Verhaftung verlangte oder ihn einen Meuterer nannte oder seiner Erregung in anderer Form Luft machte.

Kapps letzte Fassung ging bei diesen heftigen Auseinandersetzungen verloren. Als die erregten Stimmen noch durch die Säle hallten, wankte er vollkommen gebrochen in die Privatwohnung hinüber.

Am Nachmittag war es so weit, daß auch der General von Lüttwitz das Spiel aufgeben mußte. Ich sah ihn gefaßt in die Privatwohnung von Kapp gehen, aus der er bald wieder zurückkam, ohne ein Wort zu sagen. Man hörte dann sein Auto wegfahren.

Bald darauf erschien auch Kapp mit seiner Tochter. Er hatte eine Reisetasche in der Hand. Seine mächtige Kurassiergestalt war gebeugt. In dem er die Reisetasche vor sich hinsetzte, breitete er die Arme tragisch aus: „Und ich habe an die Zukunft der wahren Demokratie geglaubt!“

Mit Tränen in den Augen drückte er den Anwesenden noch einmal die Hand. Wir folgten ihm bis zur Tür.

Nachdem Kapp die Reichskanzlei verlassen hatte,
zog Ehrhardt auch seine Wachen von dem Gebäude zurück. Man hörte die Kommandos und das Schreiten der Marschkolonne auf der Wilhelmstraße.

Als ich mich umsah, stand ich tatsächlich plötzlich ganz allein.

Es war totenstill in der Reichskanzlei. Nur einen einzigen Posten unserer grünen Polizei konnte ich durch das Fenster unten am Tore stehen sehen.

* 

Man hatte die Räume fluchtartig verlassen. Überall standen noch die rasch aufgebauten Schreibtische herum.

Bei einem raschen Gang durch die Zimmer entdeckte ich, daß man nicht einmal die stark belastenden Papiere mit allen Geschäftsordnungen und — was schlimmer war — Namenverzeichnissen, die Anordnungen, militärischen Befehle und persönlichen Verhandlungsnotizen mitgenommen hatte.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als diese Papiere ganz allein mühsam zu sammeln.

Unheimlich still war es jetzt in den schönen Rokokosälen, in denen sich in den letzten Tagen so viele erregte Szenen abgespielt hatten.

Als ich über den weichen Teppich ging, schrak ich zurück, da sich etwas bewegte; es war aber nur mein Spiegelbild in den hohen Wandspiegeln.
Jeden Augenblick konnten jetzt wieder jene andern kommen, die im November 1918 hier eingezogen waren — nicht viel anders als Kapp — und diese waren nun seine Richter.

Mochten sie sich einsichtig zeigen!
Mochten sie daran denken, daß die rote Gefahr in den letzten Tagen wieder ihr Haupt erhoben hatte, und daß die Reichsregierung die Truppen trotz allem wieder als ihr Machtmittel brauchte.

Ich sah durch das Fenster in den Park.
Da draußen standen die alten Bäume, von denen Caprivi als Nachfolger Bismarcks einige gefällt hatte, um mehr Licht zu schaffen. Das hatte den Alten aus dem Sachsenwalde fast am meisten gekränkt. Was hätte er wohl dazu gesagt, wenn er das miterlebt hätte, was sich hier in dem Raume, wo er immer gesessen hatte, abgespielt hatte?

Aus! —
Und doch hatte dieser mißglückte Putsch zum erstenmal in Deutschland wieder einen nationalen Unterton gehabt: der Ausgang war eine Warnung, aber trotz allem der Anfang einer Hoffnung für die Zukunft!

Es hatte keinen Zweck mehr, in diesem Hause zu bleiben. Die zurückkehrenden Minister würden mich wohl sonst verhaften lassen, sie waren nicht so zartfühlend wie Herr Kapp.
ICH nahm meinen guten, alten Soldatenmantel und stieg langsam die schmale Treppe auf dem roten Läufer hinab, die ich vor wenigen Tagen mit Kapp hinaufgegangen war.

Ich schritt durch den Vorgarten.

Der Posten am Tor grüßte militärisch.


Wenn sich die Führer des Kapp-Putsches der Hoffnung hingegeben hatten, daß sie von den „Novemberleuten“ nicht vor Gericht gestellt werden würden, weil „Hochverrat ein heikles Thema für sie selbst“ sei, hatten sie sich schwer getäuscht.

Man erließ sofort einen Haftbefehl und hetzte auch hinter Iagow, dem Geheimrat Doyé, Pabst und allen andern Führern einen Steckbrief her.

Als sich die meisten Führer bereits im Ausland befanden, hielt sich Kapp immer noch auf dem Lande bei Berlin auf; er war immer noch so verstört, daß er gar nicht fähig war, seine eigene Flucht vorzubereiten.

Der Steckbrief gegen ihn klebte bereits mit seinem Bild an allen Straßenecken in Berlin, als ihn ein


Kapp hat sich später bekanntlich doch noch gestellt und starb im Untersuchungsgefängnis.


Er gab nämlich an, daß ich ihn schroff abgewiesen hätte mit den Worten: „Die Zeitungen sind und bleiben verboten“, woraus er glaubte, ableiten zu dür-


Herr von Jagow wollte seinen Prozeß später noch einmal aufnehmen, als er sich nämlich plötzlich erinnerte, daß ich ja vom ersten Augenblick an Zeuge der ganzen Ereignisse gewesen war. Ich war aber gezwungen, ihm zu schreiben, daß ich nach allen Enttäuschungen wirklich nichts beschönigen könne und auch nicht wolle. So ist denn nichts daraus worden.

Ich habe dann meinen Abschied erhalten.

Den Obersten Reinhard verhörte man auch ein paarmal, ließ ihn dann aber in Frieden.

Ich selbst bin in keinerlei gerichtliches Nachspiel verstrickt worden. Man teilte mir bei der Verabschie-
düng nur ganz schlicht mit, daß man mir die Berech-
tigung zu einer Pension und zum Tragen der Uni-
form unseres blauen Regimentes abspreche.

* 

Mit Hilfe der alten Soldaten hat die November-
regierung das blutige Schreckensregiment verhindert,
das unserem deutschen Lande sicher gewesen wäre,
wenngewisse Bolschewiken die Macht an sich gerissen
hätten. Die Roten hatten im Augenblick der größten
Schwäche zum Todesstoß angezeigt, als die Volks-
beauftragten bereits so machtlos waren, daß sie sich
nicht einmal mehr der Festnahme durch ein paar
erpresserische Matrosen erwehren konnten.

Nach den ersten entscheidenden Kämpfen drang —
trotz aller Verzweiflung und Kriegsmüdigkeit im
Volke — das Feuer der Begeisterung in die Freiwil-
ligen. Man kämpfte mit der traditionellen preußi-
ischen Pflichterfüllung um Ruhe und Frieden. Es
war ein blutiges Ringen mit dem roten Gesindel,
ein grausamer Bürgerkrieg und Straßenkampf gegen
Verbrecher, denen kein Gesetz mehr etwas galt.
Raub, Meuchelmord und Totschlag waren ihre
Kampfmittel, während wir verpflichtet waren, bei
den gesetzlich erlaubten Mitteln zu bleiben. Wenn es
in unserer Truppe aber einmal bei der begreiflichen
Erbitterung zu Übergriffen kam, dann wurden sie so-
fort verallgemeinert: dann sielen die schamlosen Hetzer der ganzen Linken über uns her, um die gesamte Bewegung in den Schmutz zu ziehen.

Trotzdem wäre aber die nationale Erneuerung ungebhindert langsam herangereift, wenn nicht Kapp die ganze Entwicklung noch einmal aufs Spiel gesetzt hätte. Sein Putsch war ein Staatsstreich von oben, der mißlingen mußte, weil kein Führer da war, der das ganze Volk mitreißen und die nationale Unterströmung, die damals bereits vorhanden war, in eine revolutionäre Bewegung der breiten Maffen umwandeln konnte.

Die alten Soldaten aber, die sich selbstlos in den Dienst des Staates stellten, haben damals bleibende Werte geschaffen. Mit der Reichswehr und der Polizei bekam der Staat wieder Machtmittel, auf die sich die kommenden Regierungen stützen konnten.

Wir haben mitten in der brennenden Revolution den Geist der deutschen Freiheit wieder erwachen sehen. Bei der Gründung der Freiwilligenregimenter strömten uns schon wenige Wochen nach der Revolution trotz aller Kriegsmüdigkeit und Enttäuschung die Bürger aus allen Schichten der Bevölkerung und aus allen Lagern freiwillig zu, um am Neubau des Staates mitzuhelfen. Wenn die nationale Volkskraft damals auch noch nicht organisiert war, so setzte doch schon jene gewaltige Bewegung ein, die — wenn sie
dann auch zeitweise wieder verebbte — später ständig weiter gewachsen ist.

Wir konnten und durften damals kurz nach dem Kriege unter den drohenden Kanonen der übermächtigen Feindmächte diese erste nationale Bewegung noch nicht zur vollen Entwicklung führen. Wir haben lange Jahre warten müssen, bis das Volk wieder erwachte und auch wir unter einem neuen, großen Volksführer mitarbeiten durften an der Wiedergeburt einer einigen, deutschen Nation.
Zettübersicht

1918


12. Das Regiment liegt in Wannsee bei Berlin im Quartier und

14. marschiert in Berlin ein.


Nachmittags: Alarm bei den Lequistruppen und Angriffsbefehl auf Schloß und Marstall.


24./25. nachts: Marsch des Unteroffiziercorps Suppe zur Kaserne Moabit. Gründung des „Freiwilligen-Regimentes Reinhard“.

27. Austritt der Unabhängigen aus der Regierung.

29. Bestattung der zu Weihnachten gefallenen Matrosen.
1919

Januar
11. Sturm auf dm „Vorwärts“.
15. Liebknecht und Rosa Luxemburg erschossen.
25. Beerdigung von Liebknecht und 31 „Januar-kämpfern“.

Februar
8. Schießereien in Berlin, 8 Tote.
11. Ebert Reichspräsident.
12. Radek verhaftet.
15. 80 Mitglieder des „Roten Soldatenbundes“ verhaftet.
10. 29 Matrosen in der Französischen Straße erschossen.

Juni Anfang des Monats: Beginn der Organisation der Berliner und späteren preußischen Polizei.
28. Unterzeichnung Versailles.

Dezember 12. Oberst Reinhard entlassen.

1920

17. Radek ausgewiesen.

Die Männer um Hitler

Von Edgar von Schmidt-Pauli

In Ganzleinen RM. 4.50

Hier ist endlich das Buch, das Hitlers wichtigste Berater und Organisatoren, seine militärischen und zivilen Mitarbeiter zeigt. Die großen Fragen des Parteiprogramms werden dargelegt. Ein politisch hochinteressantes Buch. Völkischer Beobachter

Schlaglichtartige Erläuterungen der Ziele und Wege Hitlers und der NSDAP. Der Hauptteil des Buches bringt die Lebensbeschreibung der etwa 30 führenden Nationalsozialisten. Eine nicht leichte Aufgabe, die Schmidt-Pauli mit Schwung und Frische mustergültig löst. Frhr. v. Lersner in der Deutschen Allgemeinen Zeitung

Das ausgezeichnete Werk, dem wir aufrichtig weiteste Verbreitung wünschen, ist weit mehr als eine Sammlung von Lebensbeschreibungen: es ist ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des Nationalsozialismus selbst und zur Gestaltung seiner Lehre durch wirkliche Männer. Der Angriff

Schmidt-Paulis Buch dürfte als Nachschlagewert wichtig sein. Berliner Lokal-Anzeiger

Gerade in unserer Zeit des Aufbaus eines neuen Deutschlands muß dieses Buch von jedem Deutschen gelesen werden!

Es ist der Führer im neuen nationalen Deutschland!

Verlag für Kulturpolitik in Berlin
Versailles

Von Karl Friedrich Nowak

Wohlfeile Ausgabe in Ganzleinen nur RM. 4.50

Abrußtung, Reparationen, Korridor, Kriegsschuld, alle Fragen von „Versailles“ jetzt im Vordergrund des Kampfes um Deutschlands Freiheit, Wirtschaft, Zukunft, die Gesamtgeschichte des Zustandekommens des Versailler Gewaltinstruments entrollt umfassend, erschütternd, hineinreichend dieses berühmt gewordene, in alle Sprachen übersetzte, von den besten Autoritäten als bisher unerreicht gefeierte Meisterwerk!

Die Wahrheit über Reparationen und Kriegsschulden

Von David Lloyd George

Ins Deutsche übertragen von Edgar von Schmidt-Pauli

Kartoniert RM. 4.50

Sein Buch ist im Grunde eine einzige ungeheuerliche Anklage gegen Frankreich... es ist offen und klar. Ein Warnungsschrei an alle, die irgendwie am Steuer stehen... R. Brand im Lokal-Anzeiger

Noch nie ist der Irrsinn der Zahlen, die Deutschland zugemutet wurden, mit so vernichtender Kaltblütigkeit, mit solcher Sachkenntnis und solcher Beweiskraft für ihre Unmöglichkeit festgestellt worden.

Reclams Universum

Verlag für Kulturpolitik in Berlin
GENERALOBERST VON SEECKTS WERKE

Die Zukunft des Reiches
Gedanken eines Soldaten
Moltke, ein Vorbild

Jeder Band einzeln in Ganzleinen RM. 3.—
Alle drei Bände in einer geschmackvollen Kassette nur RM. 7.50

Die Preuß. Kreuzzeitung nennt die Werke v. Seeckts:
Ein Geschenk für alle, die Freude daran haben,
sich in Bücher zu vertiefen, in denen das Große
großzügig, das Geschichtliche mit Ehrfurcht, das
Umstrittene und das Wesentliche klar besprochen wird.

Deutschlands Schicksalsbund mit Österreich-Ungarn

Von Generalleutnant von Cramon und Oberstleutnant Fleck

Mit 10 Bildern und 3 Kartenskizzen
In Ganzleinen RM. 7.50. Geheftet RM. 5.50
Sonderausgabe in Ganzleinen RM. 5.—

Mit so intimer Kenntnis aller entscheidenden
Personen ist „Deutschlands Schicksalsbund“ —
nach beiden Seiten — bisher nie behandelt worden.
Wenn Gen. v. Cramons Darlegungen einerseits zu einer gerechten Beurteilung des k. und k. Heeres beitragen, so lassen sie andererseits klar die Gründe erkennen, die zum Zusammenbruch geführt haben. Das Buch liest sich sehr gut und ist des allgemeinen Interesses sicher.

v. Kuhl, General der Infanterie a. D.

Verlag für Kulturpolitik in Berlin

18. 12. 64
Nicht verleihbar